



KATHOLISCHE UNIVERSITÄT
EICHSTÄTT-INGOLSTADT

ZFG

Zentralinstitut
für Ehe und Familie
in der Gesellschaft
Center for marriage
and family in society

15. Jahrgang | Dezember 2023 | ISSN 2363-7072

FAMILIEN-PRISMA

mit Jahresbericht des ZFG



Themenschwerpunkt
SICHERHEIT?

www.ku.de/zfg

Impressum

Herausgeber: Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG),
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Marktplatz 4, 85072 Eichstätt,
Telefon: +49 (0)8421/93-21141, E-Mail: zfg@ku.de

Redaktion: Dr. Petra Hemmelmann, Alexandra Hoff-Ressel, ZFG

Bildnachweis: Titelseite: Gajus/istock ; S.3 Gajus/istock; S. 20 Thomas Grunau;
S.32 Verlagsgruppe Random House; S.42 Deutsches Jugendinstitut e.V.; S.54 Ins-
titut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V., S.65 Christian Burkert; S.76 Hoch-
schule für Angewandte Wissenschaften Hamburg; S.78 Verlag Beltz Juventa; S. 83
Verlag Barbara Budrich; S.87 Verlag Beltz Juventa; S.90 Verlag Kunstmann; S.97
KU, privat, Das Foto Ingolstadt, privat, Stiegler Fotografie, KS/Bierdel, Das Foto
Ingolstadt, privat; S.104 ZFG/colourbox; S.107 ZFG/Kindergarten im Bogen Kö-
sching; S.111 privat; S.115 privat; S.116 KS/Volpers; S.119 KS/Bierdel; S.119 Verlag
Herder; S.121 Stiegler Fotografie, KS/Bierdel, privat; S.127 Stiegler Fotografie, KS/
Bierdel, privat.

ISSN: 2363-7072

DOI: 10.17904/ku.edoc.32754

15. Jahrgang | Dezember 2023 | ISSN 2363-7072

FAMILIEN-PRISMA

mit Jahresbericht des ZFG



Themenschwerpunkt
SICHERHEIT?

Liebe Leserin, lieber Leser,

Sicherheit ist ein menschliches Grundbedürfnis und als solches nicht nur ein individueller, sondern auch ein kollektiver Wert unserer Gesellschaft. Das Bedürfnis nach Sicherheit einer Person umfasst mehrere Dimensionen: zum einen das Bedürfnis nach Gesundheit, nach physischer und psychischer Unversehrtheit; zum anderen die materielle Sicherheit, konkret eine gesicherte wirtschaftliche Existenzgrundlage. Sicherheit ist im Idealfall mehr als nur die Abwesenheit von Gefahren und Bedrohungen. Positiv formuliert, umfasst Sicherheit auch ein Gefühl der Geborgenheit und des Vertrauens.

Um unser Grundbedürfnis nach Sicherheit zu erschüttern, genügt es bedauerlicherweise, die Abendnachrichten anzuschalten oder durch die Tageszeitung zu blättern. Terror, Krieg, Naturkatastrophen, Krankheit, Armut, Verbrechen – die Zahl der negativen Nachrichten wirkt überwältigend. Angesichts der medialen Omnipräsenz realer Sicherheitsgefährdungen, nimmt die gefühlte Sicherheit ab. Das gilt generell – und besonders für die Menschen, die nicht nur für sich, sondern auch für andere Verantwortung tragen. Gerade bei Eltern beginnt sich das Sorgenkarussell im Kopf zu drehen, denn Kinder – insbesondere die eigenen – sind zum einen besonders schützenswert und zum anderen aufgrund ihres jungen Alters besonders gefährdet. Überfürsorgliche Eltern werden mitunter als „Helikoptereltern“ belächelt und

über die zunehmende Zahl der „Elterntaxis“ vor Schulen wird gerne geschimpft. Gleichzeitig meldet das Statistische Bundesamt (2023): Die deutschen Jugendämter haben 2022 mit fast 62.300 betroffenen Kindern und Jugendlichen einen Höchststand an Fällen von Vernachlässigung, körperlicher, psychischer und sexueller Gewalt festgestellt. Außerdem untermauert die Bertelsmann Stiftung (2023) mit ihren Daten: Mehr als jedes fünfte Kind in Deutschland ist armutsgefährdet. Sicherheit ist damit zwar ein zentraler Wert – aber eben auch ein Wert, dessen Zustand auch hierzulande ein Fragezeichen erfordert.

Das Familien-Prisma hat seinen thematischen Schwerpunkt in diesem Jahr entsprechend formuliert. Den Fokus hat die Redaktion dabei bewusst auf Kinder als besonders vulnerable Gruppe gelegt. Expertinnen und Experten aus ganz Deutschland haben wir gebeten, zu skizzieren, wie es um die Sicherheit der jüngsten Mitglieder unserer Gesellschaft bestellt ist. Dabei kommen auch die verschiedenen Aspekte von Sicherheit zum Tragen.

Einen grundlegenden Blick auf die Situation von Familien mit all ihren Unsicherheiten wirft Thomas Grunau. Der Erziehungswissenschaftler greift eine These des Soziologen Nicolaj Schultz auf und diagnostiziert bei Familien der Gegenwart „Landkrankheit“, entstanden durch eine fortschreitende Entgrenzung von Arbeits- und Familienwelten. Als Beispiel dienen ihm die Covid-19-Pandemie und die

politischen Reaktionen darauf. Über die Anamnese hinausgehend zeigt Grunau auf, dass Familien mit Herausforderungen produktiv umgehen können und skizziert, welche Rahmenbedingungen es dafür braucht.

Die emotionale Sicherheit von Kindern und Jugendlichen steht im Interview mit Bestseller-Autorin Nora Imlau im Fokus. Die ausgewiesene Familienexpertin zählt zu den bekanntesten Vertreterinnen des Konzepts der bindungsorientierten Elternschaft. Warum sie so vehement für die Verbreitung eines Erziehungsstils kämpft, der die sichere Eltern-Kind-Bindung in den Fokus stellt, erläutert Imlau im Gespräch ebenso wie die Frage, wie sich so eine starke und sichere Bindung aufbauen lässt.

Die Idee der Familie als sicherem Hafen für Kinder steht auch im folgenden Aufsatz von Sabine Walper und Julia Reim im Mittelpunkt. Die beiden Forscherinnen zeigen auf, wie es Kindern in Trennungsfamilien geht – eine Situation, von der immerhin rund ein Viertel der Kinder in Deutschland betroffen ist. In diesem Kontext diskutieren die Autorinnen die möglichen Vorteile des Wechselmodells, also der Betreuungsregelung, bei der Kinder zu annähernd gleichen Teilen bei beiden Elternteilen wohnen.

Irina Volf und Simone Habelt betrachten in ihrem Beitrag die materielle Sicherheit von Familien und damit Kinder- und Jugendarmut in Deutschland. Sie zeigen auf, dass es sich hierbei um ein strukturelles

Problem handelt, das durch konkrete politische Entscheidungen in der Steuer-, Arbeitsmarkt- und Familienpolitik beeinflusst wird. Abschließend plädieren die Forscherinnen für die Einführung einer Kindergrundsicherung.

Seinen Abschluss findet der Schwerpunkt Sicherheit mit einem Blick auf jene Organisationen, die den Schutz des Kindeswohls in Deutschland als Aufgabe haben. Michael Böwer erläutert, wie Organisationen wie beispielsweise das Jugendamt bei Gewalt gegen und Vernachlässigung von Kindern reagieren, welche Mechanismen wirksam werden. Böwer argumentiert für eine organisationale Kultur der Achtsamkeit, um wirklich sichere soziale Orte für Kinder zu schaffen.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre!



Prof. Dr. Klaus Stüwe
Direktor des ZFG



Themenschwerpunkt

Sicherheit?

THEMENSCHWERPUNKT



- 11 **Familien als Kompromissapparate in unsicheren Zeiten**
Das Beispiel der Covid-19-Pandemie
Thomas Grunau
- 21 **„Es geht nicht um Perfektion, aber um Konsistenz“**
Ein Gespräch über Bindung und Sicherheit mit Familienexpertin
Nora Imlau
- 33 **Mit getrennten Eltern aufwachsen**
Wie Kinder familiale Umbrüche erleben und bewältigen
Sabine Walper & Julia Reim
- 43 **Kinder und Jugendarmut in einem reichen Land**
Ein strukturelles Problem mit weitreichenden Konsequenzen
Irina Volf & Simone Habelt
- 55 **Achtsames Organisieren in Organisationen für Kinder**
Wie Organisationen ein sicherer, entwicklungsförderlicher Ort
für Kinder werden können
Michael Böwer

FAMILIENWISSENSCHAFTLICHE GRUNDBEGRIFFE

67 **Familie**

Familienwissenschaftliche Grundbegriffe (Teil 2)

Astrid Wonneberger, Sabina Stelzig, Katja Weidtmann

REZENSIONEN

- 78 **Müller-Giebeler, Ute/Zufacher, Michaela (Hrsg.): Familienbildung.** Praxisbezogene, empirische und theoretische Perspektiven
Veronika Hecht

- 83 **Nave-Hertz, Rosemarie: Die Ehe in Deutschland.** Eine soziologische Analyse über Wandel, Kontinuität und Zukunft
Ulrich Kropač

- 87 **Behrens, Christine: Lebensphasen verstehen und gestalten.** Ressourcenorientierte Impulse zur Neuorientierung
Alexandra Hoff-Ressel

- 90 **Götz, Irene (Hrsg.): Kein Ruhestand.** Wie Frauen mit Altersarmut umgehen.
Serap Günay

- 94 **Goldin, Claudia: Career & Family.** Women's Century-Long Journey toward Equity
Richard Zensen

Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft

JAHRESBERICHT

101 Vorwort

102 Stipendium des ZFG

MITARBEITENDE DES ZFG



103 Direktor
Mitarbeitende des ZFG

PROJEKTE



105 Familienbildungsforschung am ZFG
Veronika Hecht

FAMILIENFREUNDLICHE KU



118 Familienfreundliche KU
Veronika Hecht, Eva Vierring

KOOPERATION KMBA

- 122 **Ängste der Kinder**
Gespräche über Krieg, Einsätze und die Rolle der Eltern als Soldat/in
Peggy Puhl-Regler
- 125 **Wie Papa wieder lachen lernt**
Peter Wendl, Alexandra Hoff-Ressel, Peggy Puhl-Regler
- 128 **Resiliente Soldatenfamilien:**
Herausforderungen und Chancen in der Zeitenwende
Peggy Puhl-Regler, Peter Wendl, Alexandra Hoff-Ressel

AUS DEM ZFG

- 134 **Vorträge/Aktivitäten des ZFG**
- 137 **Vorträge/Aktivitäten Kooperation KMBA-ZFG**

SICHERHEIT?

Familien als Kompromissapparate in unsicheren Zeiten

Das Beispiel der Covid-19-Pandemie

Von Thomas Grunau

Der Beitrag geht der Frage nach, wie Familien mit Krisen wie der Covid-19-Pandemie umgehen. Es wird davon ausgegangen, dass bereits der Alltag von Familien in der Gegenwart durch Unsicherheiten geprägt ist, die u. a. durch Entgrenzungen von Erwerbs- und Familienwelten zustande kommen und die, mit dem Soziologen Nicolaj Schultz gesprochen, landkrank machen können. Aus der Perspektive erziehungswissenschaftlicher Familienforschung und der Konventionentheorie wird jedoch auch betont, dass Familien mit inneren und äußeren Herausforderungen produktiv umgehen und Kompromisse finden können.

Unsicherheiten überall oder: Diagnose Landkrankheit

„Es hört nie auf. Die Probleme lassen mich nie in Ruhe. Sie folgen mir, wenn ich die Zeitung lese, sie tropfen auf meine Schultern, wenn ich dusche, und sie füllen meinen Einkaufskorb, wenn ich einkaufen gehe. Sie verfolgen mich bis in meine Träume. Wenn ich in meiner Wohnung liege und versuche, während der Hitzewelle einzuschlafen, dann weiß ich, dass der Ventilator, ohne den ich nicht schlafen kann, meinen Energieverbrauch explodieren lässt [...]. Wie kann man nachts träumen, wenn der letzte bewusste Gedanke moralischer Schwindel ist, der einem den Schlaf raubt? Wie kann man tagsüber träumen, wenn das, was einen am Morgen

aufwachen lässt, an der Katastrophe mitschuldig ist?“ (Schultz 2021: 1)

Der Soziologe Nicolaj Schultz (ebd; 2023) entwickelt in seinem jüngsten Werk das Konzept der Landkrankheit. Dieses beschreibt ein Gefühl existenzieller Fremdheit, die einen lähmenden Schwindel auslösen kann. Anders als bei der Seekrankheit treten diese Symptome aber nicht auf einer dem Menschen unvertrauten Oberfläche (wogenden Gewässern), sondern auf einem Gebiet auf, welches ihm eigentlich am vertrautesten sein sollte: das eigene Bett, der eigene Tisch, die eigene Wohnung. Das durch die Landkrankheit verursachte Unwohlsein basiert zudem auf der Erkenntnis einer tiefgreifenden Abhängigkeit von Infrastrukturen, von denen man weiß

(oder es zumindest ahnt), dass sie das Problem im Kern mit erzeugen (vgl. ebd.).

Vielen Familien ist das mit dem Begriff der Landkrankheit beschriebene Gefühl allzu vertraut. Es beginnt mit der Gründung von Familie: Wie viel Zeit lässt man sich mit der Selbstverwirklichung, dem beruflichen Ankommen, dem Dating, dem Verlieben? Ab wann wird das Kinderkriegen zu einer Aufgabe, die sich ohne oder trotz medizinischer Unterstützung (Kinderwunschbehandlung) nicht mehr realisieren lässt? Sollte man Kinder überhaupt in eine solch unsichere Welt entlassen? Wenn das Kind dann doch auf der Welt ist: Wer bleibt wie lange mit ihm zu Hause und aus welchen Gründen? Ab wann und für wie viele Stunden sollte das Kind in die institutionelle Kleinkindbetreuung übergeben werden? Sollte jede auf Kinder bezogene Handlung entwicklungsförderlich sein? Wie viele Freibadpommes dürfen sich unter das Wurzelgemüse mischen?

Die Beschäftigung mit diesen Fragen macht landkrank. Und sie verdeutlicht die komplexe Verwobenheit der materiellen Existenz individueller Lebensentwürfe und kollektiver Gegenwart. Letztere ist geprägt durch eine Abfolge ökonomischer, ökologischer, humanitärer oder auch pädagogischer Krisen, wobei sich diese den Akteuren teils als reale Bedrohung und teils als konstruierte Diagnosen in den Weg stellen (vgl. Bösch et al. 2020). Die Finanzkrise, die sogenannte „Flüchtlingskrise“, die Covid-19-Pandemie, die jüngste Inflation, der Krieg in der Ukraine, der menschengemachte Klimawandel oder auch der Fachkräftemangel

(nicht nur) in Kindertagesstätten sind hierbei nur einige Beispiele. Sie haben gemein, dass sie, ob als Diagnose oder wahrgenommene und erlebte existenzielle Bedrohung, Familien dazu auffordern, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, sie zu bearbeiten oder ihre Folgen abzufedern (vgl. Baar/Maier 2022: 18). Es stellt sich demnach die Frage, wie Familien mit derartigen Krisen und den Unsicherheiten, die sie auslösen, umgehen.

Kompromissapparat Familie

Eine erste Spur zur Beantwortung dieser Frage führt in die erziehungswissenschaftliche Familienforschung, und zwar auf jenen Zweig, der Familie nicht lediglich auf ihre Rolle als Dienstleisterin für andere gesellschaftliche Teilbereiche reduziert, sondern den Eigensinn dieser speziellen Gemeinschaftsform betont. Dieter Claessens (1979: 65) sprach von der Familie als einer „vibrierenden Einheit“, in der Kinder gleich zweifach, biologisch und soziokulturell, auf die Welt kommen. Dies geschieht, indem sich Familie nach innen mit den Geschlechter- und Generationendifferenzen auseinandersetzt und zugleich die gesellschaftliche Struktur, die als Kraft von außen auf sie einwirkt, bearbeitet. Demnach kann von der Familie als „Vermittlungsraum“ (ebd.: 69) zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit gesprochen werden.

Auch Mollenhauer, Brumlik und Wudtke (1975) konzipierten das Verhältnis zwischen Familie, ihren Mitgliedern und Gesellschaft relational. Ihre „innere Natur“ (ebd.: 86) ermöglicht den einzelnen Mitgliedern, in

Auseinandersetzung mit dem „Ehesystem“, dem „Eltern-Kind-System“ sowie dem „Kindersystem“ eine eigene Identität zu entwickeln. Besonders für Kinder stellt sich Familie als ein „nach Regeln geordnetes Lernmilieu“ (ebd.) dar, wobei sich Lernen, Erziehung und Sozialisation nicht nur intentional, sondern auch und vor allem über das alltägliche Tun und gemeinschaftliche Sein realisieren. Die „äußere Natur“ (ebd.) wird bestimmt durch den historischen Kontext, denn Familie müsse mit ihren materiellen Bedingungen fertig werden. Ähnlich wie Claessens gehen Mollenhauer et al. davon aus, dass Familie ihre spezifische „Interaktionscharakteristik“ (ebd.: 203) im Zusammenspiel der Differenz- und Problembearbeitung nach außen und innen hin herausbildet.

Diese Kerngedanken wurden in den darauffolgenden Jahrzehnten immer wieder aufgegriffen. Bois-Reymond et al. (1994) konstatierten anhand einer zwischen Ost- und Westdeutschland sowie den Niederlanden vergleichenden Studie einen Übergang der Familie vom Befehl zum Verhandlungshaushalt. Dieser Prozess, so die Autorinnen und Autoren, prozessiere sich sowohl durch Änderungen gesellschaftlicher Bedingungen von Familie als auch durch Veränderungen individueller Familienideale. Jutta Ecarius (2002) bestätigt diese These anhand der Auswertung narrativer und leitfadengestützter Interviews mit Familienmitgliedern dreier Generationen. Familiäre Interaktionsmuster, so Ecarius, bildeten sich im Zusammenspiel biographischer Erfahrungen der (Eltern-)Generationen sowie äußerer

und innerer Anforderungen, mit denen sich Familie auseinandersetzen müsse. Hans-Rüdiger Müller und Dominik Krinninger (2016) gehen von einer „relativen Autonomie“ familialer Lebenswelten aus. Diese versuchen sie mit den drei Kategorien „Familienstil“, „Erziehungsgestus“ und „Bildungskonfiguration“ analytisch zu fassen. Während letztgenannter Begriff die historische, soziokulturelle Einbettung von Familie und deren vorstrukturierende Kraft zu beschreiben versucht, bezeichnet Erziehungsgestus eine alltagsübergreifende pädagogische Haltung, die die Familie in Bezug auf Fragen der Generationendifferenz und Kulturvermittlung einnimmt. Analytisch nur schwer zu trennen ist der Erziehungsgestus somit vom Familienstil, mit dem Müller und Krinninger das Muster der Bearbeitung alltäglicher Differenzerfahrungen bezeichnen.

In zeitgenössischer Hinsicht stellt sich die Frage, welche Probleme und Herausforderungen es sind, die durch Familie bearbeitet werden. Einen Einblick in dieses Thema geben die Arbeiten von Karin Jurczyk, die sie gemeinsam mit Kolleginnen am Deutschen Jugendinstitut hervorgebracht hat (siehe exempl. Jurczyk 2020; 2014). Gesellschaftliche Veränderungen, wie bspw. eine Dynamisierung und Flexibilisierung des Arbeitsmarkts, sowie Veränderungen individueller Lebensentwürfe (die sich u.a. in erhöhten Scheidungszahlen ausdrücken) hätten nach Jurczyk zu einer doppelten Entgrenzung des Familienalltags geführt. Famili-

Gesellschaftliche Veränderungen hätten nach Jurczyk zu einer doppelten Entgrenzung des Familienalltags geführt.

en- und Erwerbszeiten müssten neu synchronisiert werden, in dem u. a. bereits im frühkindlichen Bereich auf familienexterne Betreuungsangebote zurückgegriffen wird. Eine Folge ist außerdem, dass Familie nicht mehr als eine qua Geburt bestehende soziale Einheit zu konzipieren ist, sondern als eine sich über Prozesse des „doing family“ realisierende Herstellungsleistung perspektiviert wird. Zu dieser Leistung zählen zwei zentrale

Familien können Kompromissapparate sein, denn diese bilden sich in der und durch die Auseinandersetzung mit Herausforderungen.

Aufgaben: Die Herstellung von Gemeinsamkeit und Gemeinschaft nach innen und ein Balancemanagement, durch welches die verschiedenen raumzeitlichen Anforderungen des familialen Betreuungsarrangements sowie der Care- und Berufsarbeit koordiniert werden (vgl. ebd.; vgl. auch Jurczyk 2018).

Eine weitere Perspektive, mit dem die mannigfaltigen und bisweilen landkrank (s.o.) machenden Anforderungen an den familialen Alltag beschrieben werden können, ist die Theorie der Konventionen. Mit dieser werden Wechselbeziehungen zwischen situierten Personen, deren Handlungen und diese Handlungen überdauernde sowie verbindende Konventionen sichtbar (vgl. Diaz-Bone 2018). Letztere sind „geteilte überindividuelle Logiken, wie Akteure ihre Handlungen koordinieren und Handlungen, andere Individuen und Objekte in Situationen evaluieren können, die ihrerseits durch Unsicherheit gekennzeichnet sind“ (ebd.: 318). Unterschieden werden u. a. die gesundheitliche, industrielle, staatsbürgerliche, häuslich-familienweltli-

che und die Marktkonvention (s. u.). Richtungsweisend ist die Annahme, dass Situationen deutungs offen und damit von einer Vielzahl potenzieller Konventionen durchzogen sein können. Also ist es an den sozialen Akteur*innen, Situationen zu interpretieren, sich zu koordinieren und darauf zu einigen, welche Konventionen handlungsleitend sein sollen. Texte, Dinge, Technologien, Orte und Gemeinschaften, die eine Kompromissbildung begünstigen, bezeichnet Thévenot (2001: 405) als „compromising devices“. Familien können solche Kompromissapparate, wie sie im Folgenden genannt werden, sein. Denn wie der Blick auf die Familienforschung gezeigt hat, bilden diese sich in der und durch die Auseinandersetzung mit inneren und äußeren Herausforderungen. Anhand des familialen Umgangs mit der Covid-19-Pandemie und den damit einhergehenden Unsicherheiten kann dies verdeutlicht werden. Dazu werden im Folgenden Erkenntnisse sowohl des Forschungsstandes als auch einer qualitativen Interviewstudie zur Betreuungssituation von Familien während der Corona-Pandemie aufgegriffen (vgl. Grunau et al. 2022).

Zielkonflikte und familiäre Kompromisse während der Covid-19-Pandemie

Die Covid-19-Pandemie und die Maßnahmen zu deren Eindämmung sorgten mit Beginn des Jahres 2020 für einen zentralen Zielkonflikt: Der Schutz der Gesundheit aller und vor allem spezifischer Risikogruppen vor dem Virus musste abgewogen werden mit der Gewährung von bürger-

lichen Freiheiten und Grundrechten (vgl. Cappel/Kappler 2022a). Durch die Schließung von Kindertageseinrichtungen und Schulen kam es zudem zu einer Totalisierung der beschriebenen doppelten Entgrenzung öffentlicher und privater Sphären: Erwerbs-, Care- und Bildungsarbeit mussten bisweilen raumzeitlich synchronisiert werden.

Ausgehend von dieser Vereinbarkeitsproblematik waren Familien dazu aufgefordert, durch die differenten, teils widersprüchlichen Handlungsanforderungen zu navigieren und ihre Entscheidungen zu rechtfertigen. Zunächst ist hier der Bezug auf die Gesundheitskonvention zu nennen, welche ein gutes Leben mit einem gesunden übersetzt (vgl. Cappel/Kappler 2022b). Der Einbruch der Pandemie war für viele Familien ein Schock. So schilderte eine Interviewpartnerin von uns ihre Ängste mit den Worten: „Oh. Mein Gott. Was passiert denn hier? Werden wir da jetzt alle dran sterben?“ Jede Familie musste zu jeder Phase der Pandemie für sich beantworten, inwiefern sie körperliche Kontakte bspw. zwischen Großeltern und Kindern zulässt. In öffentlichen Debatten wurde nach einiger Zeit festgestellt, dass die Vermeidung einer physischen Erkrankung mit Corona die Gefahr birgt, einem „defizitären Gesundheitsbegriff“ (Buchen 2022: 55) anheim zu fallen, der die Begleiterscheinungen für die Psyche der Beteiligten verdeckt. So berichteten die meisten der von uns interviewten Eltern davon, an und über ihre Grenzen der Belastbarkeit hinausgegangen zu sein. Erhöhter Stress, Angstzustände, Depressionen und nicht

zuletzt durch die Isolation hervorgerufene Einsamkeitsgefühle zählten zu den mentalen Begleiterscheinungen der Pandemie.

„Zu Hause bleiben“, damit das Virus sich nicht unkontrolliert verbreitet, ist zu einem geflügelten Wort gerade zu Beginn der Pandemie geworden. Es steht sinnbildlich für eine Dominanz der staatsbürgerlichen Konvention (vgl. Diaz-Bone 2018) im Frühjahr 2020. Appelliert wurde an die Solidarität der Bürgerinnen und Bürger, sich und andere zu schützen. Diese Appelle gerieten im Verlaufe der Pandemie verstärkt in Konflikt mit Gefühlen und Erfahrungen, benachteiligt zu werden. So berichteten interviewte Elternteile, die keinen Anspruch auf einen Notbetreuungsplatz in der Kita geltend machen konnten, von der Schwierigkeit ihren Kindern zu beantworten, warum andere Kinder in die Kita gehen dürfen und sie nicht: „Tja. Und wie soll ich denn das erklären, ne? Ich habe es versucht. Aber es gab für mich keine plausible Erklärung für sie. Gar keine.“

Die staatsbürgerliche Konvention ist während der Pandemie eine Allianz mit der industriellen Konvention (vgl. ebd.) eingegangen. Mit dieser werden Rechtfertigungsmuster beschrieben, die sich an den Prinzipien der Standardisierung, der Messbarmachung und der Effizienzsteigerung von Prozessen orientieren. Im Kontext der Pandemie lassen sich die Quantifizierung der Ansteckungen („Inzidenzwerte“) über Statistiken, der Versuch der Kontrolle der Pan-

Jede Familie musste zu jeder Phase der Pandemie für sich beantworten, inwiefern sie körperliche Kontakte zulässt.

demie über staatliche Verordnungen oder die Ausrichtung der Eindämmungsverordnungen an Krankenhauskapazitäten als Beispiele nennen. Zudem wurde die Bevölkerung aufgefordert, ihre Daten über „Tracing-Apps“ zu spenden, um bspw. Infektionsketten nachvollziehen zu können. Auch für viele Familien gingen Maßnahmen wie die Aufzeichnung von Daten sowie der Ausbau einer funktionalen Teststrategie (nicht nur) in Kitas mit der Hoffnung der Rückgewinnung eines Teils präpandemischer „Normalität“ einher. So waren auch einige der interviewten Eltern bereit dazu, auf „Datenschutzquatsch“, wie eine Mutter es nannte, zu verzichten, wenn dafür Teile des externen Betreuungsarrangements von Familien nutzbar bleiben. Die Kehrseite einer Ausrichtung an der industriellen Konvention während der Pandemie ist bisweilen das „Verschwinden“ realer Personen

Viele Familien versuchten kreativ mit den Anforderungen an sie umzugehen, machten zum Beispiel das Zuhause zum Spielplatz.

hinter statistischen Werten. So erzeugte die Kopplung der Gewährung bürgerlicher Freiheiten an Inzidenzwerte oder das Schließen von Kitas, Schulen, Sportvereinen oder Spielplätzen unter der Annahme

einer besonders hohen Übertragung des Corona-Virus durch Kinder (Stichwort: „Virenschleuder“) tiefgreifende Belastungen. Viele Familien versuchten kreativ mit diesen Anforderungen an sie umzugehen, machten das Zuhause zum Spielplatz, holten den Sportverein über Youtube und Videokonferenztools in die eigenen vier Wände, nutzten den Interpretationsspielraum einiger

Eindämmungsmaßnahmen aus und zeigten sich bisweilen widerständig gegenüber Regelungen, die sie als „Quatsch“ definierten. So erzählte eine Mutter im Interview, dass sie, wenn niemand sonst auf dem Spielplatz war, das Flatterband ignoriert und auch Ausgangssperren ignoriert habe: „Ich habe immer gesagt, ich habe meine Ausnahmegenehmigung immer bei mir, meinen Sohn.“

Der letztgenannte Punkt verweist auf den Umstand, dass Familie nicht nur ein Kompromissapparat ist, sondern mit normativen Eigenschaften behaftet ist, die sie selbst zur Konvention werden lässt. Die häusliche bzw. familienweltliche Konvention bewertet Beziehungen und Handlungen dementsprechend anhand der Tiefe der Bindungen, die sie zwischen den Akteuren erzeugen. Betont werden unaufkündbare Verantwortlichkeiten sowie die Sorge für Mitglieder, die zur Gemeinschaft gezählt werden (vgl. ebd.). Die Pandemie sorgte hier für einen starken Bruch mit den gewohnten Rhythmen des Alltags. Dementsprechend versuchten einige Eltern während der „Lockdowns“ die gewohnten Tagesabläufe zu kopieren und sich an den „institutionalisierten Zeitregimes“ (Zeiger 2009: 115) aus Kita, Schule und Beruf zu orientieren. Berichtet wurde hierbei durchaus von positiven Erfahrungen entspannter, bisweilen gar entschleunigter Momente, da durch den Wegfall von Kita-, Schul- und Arbeitswegen wertvolle Zeitbudgets generiert und in „endlich mal ausschlafen“, gemeinsames Spielen oder ausgedehnte Mahlzeiten investiert wurden (vgl. auch Knauf 2021). Für andere Familien

war der Wegfall familienexterner Zeitstützen eine große Herausforderung, die u.a. zu Schlafstörungen führte. Eine Mutter berichtete von einer zu Hause ausgebrochenen „Anarchie“: „Jeder hat gemacht, was er wollte. Jeder ist ins Bett gegangen, wann er wollte.“ Fehlende Notbetreuungsansprüche sowie ein Kleinstkind im Haushalt führten in diesem Fall dazu, dass sich die gesamte Familie an den Schlaf- und Wachrhythmen des Neugeborenen ausrichtete. Insgesamt fiel es Familien, trotz positiver Momentaufnahmen, in Bezug auf die Ausrichtung an der häuslich-familienweltliche Konvention schwer, den eigenen und gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden und Paar-, Geschwister- und Generationenbeziehungen „harmonisch zu gestalten“, wie eine Mutter es ausdrückte.

Eltern sind aber nicht nur Eltern, sondern auch Arbeitgebende und -nehmende auf nationalen und internationalen Erwerbsmärkten. Die marktförmige Konvention bezieht sich auf die Bewertung und Normierung von Praktiken basierend auf Marktwerten wie Tauschwert, Preisen, Angebot und Nachfrage. Relevant gesetzt wird ein freies Spiel von Angebot und Nachfrage sowie eine Produkt- und Wettbewerbsorientierung (vgl. Diaz-Bone 2018). Besonders Eltern mit (kleinen) Kindern standen während der ersten beiden Phasen von Kita- und Schulschließungen vor schwerwiegenden Entscheidungen bzgl. der Aufteilung von Betreuungs- und Erwerbszeiten und waren damit die wirtschaftlich am stärksten benachteiligte Gruppe. Vor allem Mütter wurden benachteiligt, da sie sich für ihre

Kinder und Familien aufopferten und damit weniger Erwerbseinkommen bei deutlich gesteigerter Sorgearbeit verkraften mussten (vgl. Kohlrausch/Zucco 2020). Paare, die von sich glaubten, Care- und Erwerbsarbeit egalitär zu verteilen, stellten fest, in für sie unbekannte Muster zu verfallen. Während die erste Phase der Pandemie geprägt war von einem hohen Verständnis der Arbeitgebenden, stieg zudem spätestens im Herbst 2020 der Druck auf erwerbstätige Eltern, wieder (mehr Stunden) arbeiten zu gehen: „Natürlich auch durch meine Chefs initiiert, die sagten, du musst wieder zur Arbeit kommen!“ Sowohl interviewte Eltern als auch Kita-Leitungen verwiesen darauf, dass Arbeitgebende bei der Stadt und Kitas anriefen, um bspw. Ansprüche auf Notbetreuungsplätze zu untermalen: „Also selbst mein Chef hat sich dann an die Stadt gewandt und hat nachgefragt, was das denn soll. Er braucht seine Arbeitnehmerin. Warum wird ihr jetzt die Notbetreuung verwehrt.“ In diesem Zusammenhang mussten Familien u.a. zwischen den Bewertungsmaßstäben der Gesundheitskonvention und der Marktkonvention abwägen und sich die Frage stellen, ab wann und für wie lang sie wieder auf die Betreuungskapazitäten durch Großeltern zurückgreifen. Viele Eltern arbeiteten am Abend oder in der Nacht und berichteten dementsprechend von Zuständen der Erschöpfung. Auch die häusliche Konvention mit dem Ziel, „den Kindern gerecht zu werden“, geriet in Spannung mit den Erfordernissen des Markts.

Eltern standen während der ersten beiden Phasen von Kita- und Schulschließungen vor schwerwiegenden Entscheidungen.

Weniger faule Kompromisse, weniger Landkrankheit, mehr Unterstützung für Familien

Sich durch die Tage zu schleppen, nicht mehr zu wissen, wo oben und unten oder vorne und hinten ist, sich erledigt fühlen: Die Covid-19-Pandemie stellte ohne Zweifel eine außergewöhnliche, landkrank machende Situation für Familien und ihre Mitglieder dar, deren Folgen noch heute aufgearbeitet werden müssen. Es ist allerdings festzuhalten, dass Corona nicht die Ursache für die im vergangenen Abschnitt beschriebenen Probleme und Spannungen darstellt, sondern lediglich der Auslöser dafür war, dass sich strukturelle Ungleichheiten einer breiten Öffentlichkeit offenbarten und die Fragilität des Kartenhauses der Betreuungsarrangements familialer Lebenswelten transparent wurde (vgl. Grunau et al. 2022). Die Pandemie hat in radikaler, unmittelbarer Weise die Frage des Wie? der Herstellung von Familie und der Bewältigung des familialen Alltags gestellt.

Die damit zusammenhängenden Koordinierungsleistungen, die der Kompromissapparat Familie zu leisten hatte, bestehen nicht erst seit dem Frühjahr 2020. Mit zunehmender Entgrenzung privater und öffentlicher Sphären müssen sich Familien vermehrt mit der Bearbeitung von Spannungsverhältnissen auseinandersetzen. In deren Zentrum steht der Zielkonflikt zwischen der Vereinbarung von Erwerbs- und Care-Arbeit. Hierbei können verschiedene Konventionen als Rechtfertigungsmuster zu Rate gezogen werden. Weit vor und auch nach der

Pandemie ist familiales Gesundheits Handeln geprägt durch Unsicherheiten. Für Eltern stellt sich (nicht nur) im Winter regelmäßig die Frage, ob Kinder schon zu krank oder noch gesund genug für die Kita sind. Trotz des Versuchs, diese mit Hilfe standardisierter Grenzwerte (bspw. Körpertemperatur) der industriellen Konvention zu beantworten, bleibt häufig die Letztentscheidung eine Aushandlungsfrage. Auch die Marktkonvention gerät schnell in Spannung mit der Gesundheitskonvention. Die gesetzlich zugesicherten Kinderkrankentage, deren Anzahl sich an einer standardisierten Norm orientiert, reichen bisweilen nicht aus oder werden durch Arbeitgebende nicht akzeptiert. Hinzu kommen Ansprüche der Elternteile an die eigene Karriere sowie an eine egalitäre Aufteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit. Diese treten wiederum in Konflikt mit den Ansprüchen an das Familienleben und der Norm einer intensiven Elternschaft. In der *Rush Hour of Life* sollen Bürgerinnen und Bürger mit Bezug auf die staatsbürgerliche Konvention am besten beides sein: gute Eltern und zuverlässige Erwerbstätige. Hinzu kommt die implizit und explizit an Familien adressierte Erwartung, die Folgen gesellschaftlicher, politischer und wirtschaftlicher Krisen (wie die Covid-19-Pandemie) zu kompensieren oder zumindest abzumildern.

Kein Wunder also, dass der alltägliche Umgang mit existenziellen Unsicherheiten Familien landkrank werden lässt. Hinzu kommt die Erfahrung, dass gesellschaftliche Infrastrukturen die Herausforderungen zur Koordinierung des Alltags häufig

nicht abfedern, sondern mitunter verursachen. Und es ist ebenfalls kein durch die Pandemie erzeugtes Phänomen, dass die Symptome der Landkrankheit bei allen Familien auftreten, in ihrer Intensität jedoch spezifische Familien (kinderreiche, einkommensarme, alleinerziehende usw.) im besonderen Maße betreffen können. Sozialpolitisch ergibt sich hieraus die Forderung, Familien dabei zu unterstützen, Unsicherheiten zu koordinieren, damit diese nicht gezwungen sind, faule Kompromisse einzugehen und Zielkonflikte produktiv bearbeiten können, auch wenn diese sich nicht gänzlich auflösen lassen. Ein Beispiel hierfür wäre ein Abrücken von der Vorstellung einer 40-Stunden-Woche sowohl für beide Elternteile als auch und besonders für Ein-Eltern-Familien als Normalarbeitsverhältnis, da sich dieses an dem Ideal einer bürgerlichen Kleinfamilie orientiert, in der ein Elternteil (meist der Mann) einer bezahlten Erwerbstätigkeit nachgeht, während das andere (meist die Frau) unbezahlte Sorgearbeit leistet. Es gilt also, eine verlässliche Infrastruktur bereitzustellen, die Familien den Schwindel der Landkrankheit nimmt und ihr dabei hilft, eine sichere – im Sinne einer einigermaßen verlässlichen – Kindheit hervorzubringen.

Literatur

- Baar, Robert/Maier, Maja S.** (2022): Familie im Spiegel erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung. In: Dies. (Hrsg.): Familie, Geschlecht und Erziehung in Zeiten der Krisen des 21. Jahrhunderts. Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 18/2022. Leverkusen-Opladen, S. 11–28.
- Bois-Reymond, Manuela et al.** (Hrsg.) (1994): Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich. Wiesbaden.
- Bösch, Frank et al.** (2020): Für eine reflexive Krisenforschung – zur Einführung. In: Bösch, Frank/Deitelhoff, Nicole/Kroll, Stefan (Hrsg.): Handbuch Krisenforschung. Wiesbaden, S. 3–16.
- Buchen, Sylvia** (2022): Psychosoziale Folgen der Corona-Pandemie. Ein Zwischenruf aus erziehungswissenschaftlich-gendertheoretischer Sicht. In: Baar, Robert/Maier, Maja S. (Hrsg.): Familie, Geschlecht und Erziehung in Zeiten der Krisen des 21. Jahrhunderts. Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 18/2022. Leverkusen-Opladen, S. 53–70.
- Cappel, Valeska/Kappler, Karolin Eva** (2022a): Ausblick: Im Angesicht einer Pandemie: Covid-19 – Eine politische Ökonomie der (digitalen) Transformationsprozesse von und um Gesundheit revisited. In: Dies. (Hrsg.): Gesundheit – Konventionen – Digitalisierung. Wiesbaden, S. 393–422.
- Cappel, Valeska/Kappler, Karolin Eva** (2022b): Einleitung – Gesundheit(en) am Scheideweg: Konstruktionen, Praktiken, Materialitäten und Transformationen aus Sicht der Ökonomie der Konventionen. In: Dies. (Hrsg.): Gesundheit – Konventionen – Digitalisierung. Wiesbaden, S. 1–41.
- Claessens, Dieter** (1979): Familie und Wertsystem. Eine Studie zur zweiten, sozio-kulturellen Geburt“ des Menschen und der Belastbarkeit der „Kernfamilie“. Berlin.
- Diaz-Bone, Rainer** (2018): Die „Economie des conventions“. Wiesbaden.
- Ecarius, Jutta** (2002): Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen. Opladen.

- Grunau, Thomas/Schubert, Ina/Gaßmann, Annegret** (2022): Die fragile Vereinbarkeit von Betreuungs- und Erwerbsarbeit in (prä-) pandemischen Zeiten. In: Langer, A./Mahs, C./Thon, C./Windheuser, J. (Hrsg.): Pädagogik und Geschlechterverhältnisse in der Pandemie. Analyse und Kritik fragwürdiger Normalitäten. Opladen, Berlin, Toronto, S. 65–80.
- Jurczyk, Karin** (2018): Familie als Herstellungsleistung. In: Jergus, K./Krüger, J. O./Roch, A. (Hrsg.): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung. Wiesbaden, S. 143–166.
- Jurczyk, Karin** (2020): UnDoing Family: Zentrale konzeptuelle Annahmen, Feinjustierungen und Erweiterungen. In: Jurczyk, K. (Hrsg.): Doing und Undoing Family. Theoretische und empirische Entwicklungen. Weinheim, S. 26–54.
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara** (Hrsg.) (2014): Doing family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim.
- Knauf, Helen** (2021): „Es war o.k., aber es hätte, ehrlich gesagt, auch nicht viel länger noch so gehen dürfen“. Familie während der Kita- und Schulschließung infolge der COVID-19-Pandemie.
- Kohlrausch, Bettina/Zucco, Aline** (2020): Die Corona-Krise trifft Frauen doppelt. Weniger Erwerbseinkommen und mehr Sorgearbeit. Düsseldorf.
- Mollenhauer, Klaus/Brumlik, Micha/Wudtke, Hubert** (1975): Die Familienerziehung. München.
- Müller, Hans-Rüdiger/Krinninger, Dominik** (2016): Familienstile. Eine pädagogisch-ethnographische Studie zur Familienerziehung. Weinheim, Basel.
- Schultz, Nikolaj** (2021): Land Sickness. <https://thesociologicalreview.org/magazine/july-2021/climate-justice/land-sickness/> (zuletzt aufgerufen am 20.07.2023).
- Schultz, Nikolaj** (2023): Land sickness. London.
- Thévenot, Laurent** (2001): Organized Complexity. In: European Journal of Social Theory Jg. 4, H. 4, S. 405–425.
- Zeiger, Helga** (2009): Ambivalenzen und Widersprüche der Institutionalisierung von Kindheit. In: Honig, Michael-Sebastian (Hrsg.): Ordnungen der Kindheit. Weinheim, S. 103–126.

Thomas Grunau

Dr. Thomas Grunau ist Researcher mit Tenure Track zum Senior Researcher im Arbeitsbereich Elementarpädagogik an der Universität Bremen. Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte liegen in der erziehungswissenschaftlichen Kindheits- und Familienforschung sowie qualitativen Forschungsmethoden. Besonders interessiert er sich für das Verhältnis privater und öffentlicher Erziehung in der (frühen) Kindheit.



„Es geht nicht um Perfektion, aber um Konsistenz“

Ein Gespräch über Bindung und Sicherheit

mit Familienexpertin *Nora Imlau*

Frau Imlau, Sie sind eine der einflussreichsten Fürsprecherinnen der bindungs- und bedürfnisorientierten Erziehung. Was bedeutet „bindungsorientierte“ Erziehung für Sie?

Imlau: Der Begriff „bindungsorientierte Elternschaft“ ist in den letzten zehn Jahren sehr groß geworden. Gleichzeitig gibt es keine allgemeingültige Definition; im wissenschaftlichen Fachdiskurs wird er überhaupt nicht verwendet. Soweit ich das nachvollziehen konnte, hat der Begriff in den deutschsprachigen Raum Eingang gefunden als Übersetzung des amerikanisch-englischen „Attachment Parenting“, das vom Kinderarzt William Sears seit Mitte der 90er Jahre geprägt wurde. Sears hat sein „Attachment Parenting“ genau definiert. Ihm geht es um Bindungsbausteine in der frühen Kindheit; er bezieht sich primär auf das erste Lebensjahr. Sears' „Attachment Parenting“ ist eine spannende Mischung aus Erkenntnissen der Bindungsforschung, persönlichen Erfahrungen und Überzeugungen eines Vaters und Kinderarztes, religiösen Einflüssen – er ist ein evangelikal geprägter

Christ – und Ideologie. Da sind ein paar wirklich gute Sachen enthalten, wie der Grundsatz „Es ist wichtig, auf die kindlichen Signale zu reagieren“. Aber es findet sich auch viel toxischer Mist, fernab jeder Wissenschaftlichkeit. Zum Beispiel: Nur die Mütter könnten sich gut um die Kinder kümmern. Oder abwesende Väter seien dafür verantwortlich, dass Söhne schwul werden und das sei unbedingt zu vermeiden.

Als der Begriff „Attachment Parenting“ nach Deutschland kam, gab es zunächst verschiedene Versuche, ihn zu übersetzen: bedürfnisorientiert und bindungsorientiert. Bindungsorientiert hat sich mehr durchgesetzt und wurde zugleich als Begriff stark erweitert. Es geht dabei nicht nur um die Babyzeit, sondern insgesamt um Elternschaft. Darüber hinaus hat jeder seine eigene Definition. Es gibt zum Beispiel Menschen wie mich, die versuchen, wissenschaftsbasiert über Bindung und Beziehung zu schreiben und diese Ideen zu übersetzen in tatsächlich gelebte Elternschaft, um sie jungen Eltern, Großeltern oder Menschen, die pädagogisch mit Kindern arbeiten, an die Hand zu geben.

Wie können wir auf den Erkenntnissen der modernen Forschung basierend zugewandt mit Kindern umgehen? Das ist es, was ich unter bindungsorientiert verstehe.

Ich bin mir bewusst, dass zig andere Verständnisse von „bindungsorientiert“ kursieren, gerade befeuert durch soziale Netzwerke. Es gibt Menschen, die sagen, bindungsorientiert ist es, drei Jahre zu stillen, keinen Zucker zu geben, Barfußschuhe zu tragen und in den Waldkindergarten zu gehen.

Das alles sind aber über den Begriff gelegte Dinge, die nichts mit Bindung zu tun haben. Die Idee der bindungsorientierten Elternschaft hat in Deutschland einen besonderen Anknüpfungspunkt gefunden: eine alternative Com-

munity, die sich gerne sehr naturnah gibt, mit einer großen Nähe zu traditionellen Rollenmodellen und einem etwas elitärem Denken. Dort hat das Konzept der bindungsorientierten Erziehung teils angedockt und ist in der öffentlichen Wahrnehmung teilweise verschmolzen – so dass es wirklich Menschen gibt, die denken, Bindungsorientierung ließe sich ablesen an der Anzahl der Tragetücher oder der Stilldauer. Das ist ein Problem, denn entsprechend gibt es eine starke Gegenbewegung, die sagt, Bindungsorientierung ist elitär und eine schreckliche Sache, weil sie Mütter so unter Druck setzt. Ich kann das verstehen, denn wenn Bindungsorientierung gelebt wird als ein ewiger Maßnahmenkatalog ideologischer

Ansprüche, die tendenziell antifeministisch und sehr klassistisch sind, dann ist bindungsorientierte Elternschaft tatsächlich keine gute Idee.

Ich kämpfe mit meiner Arbeit dafür, immer wieder zurückzukehren zur wissenschaftlichen Basis. Wir brauchen einen Paradigmenwechsel in der Erziehung, wir müssen uns abkehren von den alten Mustern, die auf Behaviorismus und autoritären Erziehungsverständnissen basieren – aber wir dürfen dabei nicht die Grundlagen der Forschung verlassen. Wir müssen wegkommen von der Idee, Bindung hätte etwas damit zu tun, ob ein Kind vaginal oder per Kaiserschnitt zur Welt kommt, ob es Pampers oder Stoffwindeln trägt, ob es in Wolle-Seide gehüllt wird oder Baumwolle mit Disney-Aufdruck. Wir müssen uns darauf besinnen, dass Bindung durch Feinfühligkeit und Responsivität entsteht, und uns in allen Lebensphasen darauf konzentrieren, was das bedeutet: nämlich die gesunde Balance der Erwachsenenbedürfnisse und der Kinderbedürfnisse.

Warum ist Ihnen die Verbreitung eines bindungsorientierten Erziehungsstils so wichtig? Was bringt es einem Kind, wenn die Eltern-Kind-Bindung stark ist?

Imlau: Dazu gibt es sehr viel Forschung. Wir wissen, dass aus einer sicheren Eltern-Kind-Bindung in den ersten Lebenswochen Urvertrauen erwächst. Urvertrauen ist ein ganz wertvolles Werkzeug, um mit sämtlichen Herausforderungen, die sich uns irgendwann stellen, bes-

Wir müssen uns abkehren von alten Mustern, die auf Behaviorismus und autoritären Erziehungsverständnissen basieren.

ser umgehen können. Wer als kleines Kind erfahren hat, sicher und liebenswert und grundsätzlich an einem guten Ort zu sein, wird vertrauensvoller, selbstbewusster und resilienter durchs Leben gehen, als wer sich von Anfang an in einer Art Überlebenskampf befand.

Wir wissen aus der modernen Bindungsforschung auch, dass es für sichere Bindungserfahrung keine Perfektion braucht. Es ist überhaupt kein Problem, wenn Eltern mal Fehler machen, Signale mal nicht richtig lesen oder manchmal nicht sofort reagieren können. Wenn Kinder in einer grundsätzlichen Haltung von Geborgenheit, von geliebt sein, gesehen, verstanden und ernst genommen werden, groß werden, macht diese sichere Bindung Kinder psychisch stark. Verschiedene wissenschaftliche Untersuchungen belegen, dass Kinder, die mit sicheren Bindungserfahrungen ins Leben starten, leistungsfähiger sind, sich leichter tun mit sozialen Kontakten, seltener krank sind, mit Krisen im Leben besser umgehen können und im Schnitt einfach ein zufriedeneres Leben führen. Für die seelische Gesundheit und Stabilität eines Menschen sind sichere Bindungsbeziehungen in der Kindheit eine sehr wertvolle Grundlage.

Natürlich gibt es auch Menschen, die ein glückliches Leben leben, obwohl sie keine sicheren Bindungserfahrungen in der Kindheit hatten. Aber sich selbst diese emotionale Sicherheit im Nachhinein zu erarbeiten, ist deutlich schwerer als direkt mit Vertrauen in sich, die Menschen um einen herum und in das Leben zu starten.

Wie muss sich ein Erwachsener verhalten, damit ein Kind sich sicher gebunden fühlt?

Imlau: Alle Kinder kommen auf die Welt mit dem unbedingten Bedürfnis, sich zu binden, und sie binden sich in der Weise, wie es für sie und für ihr Überleben am günstigsten ist. Auch ein unsicheres Bindungsmuster ist kein schlechtes Bindungsmuster, sondern es ist das Bindungsmuster, das sich für dieses Kind in dieser Situation am vorteilhaftesten für seine Entwicklung erweist. Wenn ich in unzuverlässigen Bindungsbeziehungen groß werde, mit Eltern, die manchmal zugewandt sind und manchmal abweisend, wäre es nicht sinnvoll für mich, grundlos zu vertrauen. Ich muss mir eine Hab-Acht-Haltung zulegen und schauen, wie ich gut für mich selbst Sorge, wenn ich weiß, die Erwachsenen, die für mich zuständig sind, machen das nicht immer. Das heißt, auch unsichere Bindungen können wichtige Überlebensstrategien sein und sind nicht schlecht. Aber sie kosten Kinder mehr Kraft, um für sich selbst zu sorgen, die dann an anderer Stelle fehlt. Sicher gebunden aufwachsen zu können, ist auch ein Zeugnis davon, in einer ressourcenreichen Umgebung groß zu werden, wo Erwachsene sind, die sich dem Kind zuwenden und seine Bindungsbedürfnisse konsequent, zugewandt und angemessen befriedigen. Dabei geht es nicht um Perfektion, aber um Konsistenz. Eine kontinuierliche Fürsorge zeigt dem

Für die seelische Gesundheit und Stabilität eines Menschen sind sichere Bindungsbeziehungen in der Kindheit eine wertvolle Grundlage.

Kind: „Ich muss für mein Überleben nicht allein Sorge tragen, sondern hier gibt es Menschen, die sind dafür zuständig, und zwar immer.“

Grundsätzlich ist für eine bindungsorientierte Erziehung die Haltung wichtig. Es gilt anzuerkennen, dass ein Kind, das auf die Welt

kommt, bereits ein vollwertiger Mensch mit Bedürfnissen ist, die es anmeldet und auf die zu reagieren richtig ist. Das ist ein vollkommen anderer Blickwinkel auf Kinder, als wir ihn in unserer Kultur und Gesell-

Damit eine sichere Bindung entsteht, müssen Kinder spüren, da ist eine warmherzige Person, die gibt mir Nähe, aber auch Freiheit.

schaft traditionell haben. Dort gibt es die Idee vom kleinen Tyrannen, der auf die Welt kommt und schreit, um den eigenen Willen durchzusetzen – und der dann erst mal lernen muss, dass er gar nichts zu wollen hat.

Gleichzeitig geht es nicht nur um Haltung. Entscheidend ist auch, in welches Handeln sich die Haltung übersetzt. Damit eine sichere Eltern-Kind-Bindung entsteht, müssen Kinder spüren, da ist eine warmherzige Präsenz, eine Person, die gibt mir Nähe, aber auch Freiheit und Explorationsspielraum. Insbesondere in den ersten Lebensjahren geschieht das durch körperliche Rückversicherung. Dabei gibt es eine Balance zwischen Autonomie und Geborgenheit, das Kind darf beide Bedürfnisse leben. Es ist sehr wichtig, dass Kinder, die ja die ganze Zeit Signale über ihre Bedürfnisse aussenden, das Gefühl haben, diese Signale laufen nicht ins Leere, sondern treffen auf ein Gegenüber, das versucht, sie zu verstehen. Es liegt in der Natur zwischenmenschlicher Beziehun-

gen, dass es dabei auch Missverständnisse gibt und Signale, die mal ins Nichts schießen, weil sie jemand nicht hört oder nicht versteht. Das ist normal und so eine Mikrofrustration ist sogar wichtig für die Entwicklung von Kindern, weil unerfüllte Signale manchmal auch ein Signal an das Kind sind, sich nochmal anders auszudrücken oder sich nochmal versuchen, selbst zu helfen. Aber es macht einen riesigen Unterschied für die kindliche Entwicklung, ob grundsätzlich auf Signale reagiert und eingegangen wird in angemessener, prompter, feinfühligster Weise, oder ob ein Kind sehr früh lernt: Ich kann signalisieren, was ich will, auf mich achtet eh keiner und alles, was ich tue, läuft ins Leere. Für eine sichere Bindung sind daher viele kleine Momente wichtig: Das Baby weint, jemand wendet sich ihm zu. Es zeigt an, dass es Hunger hat und bekommt etwas zu essen. Es zeigt an, dass es Nähe sucht, und wird auf den Arm genommen. Es zeigt an, dass es müde wird, und bekommt eine Hilfe, um in den Schlaf zu finden.

Wenn Kinder älter werden, verändern sich die Bedürfnisse. Es bleibt aber weiterhin wichtig, in diesen feinfühligsten, angemessenen Reaktionen zu bleiben. Das kann bedeuten: Ein Kleinkind zeigt an, allein die Treppe gehen zu wollen – und man gibt ihm die Hand und hilft ihm dabei, die Stufen zu steigen. Es kann aber auch bedeuten, das Kind zeigt an, dass es allein mit dem scharfen Messer schneiden möchte – und es dann zu meiner Verantwortung gehört, Nein zu sagen. Dann ziehe ich eine Grenze ein und begleite das

Kind durch seine Frustration. Das heißt, bindungsunterstützende Situationen sind nicht nur die Bilderbuchmomente nach dem Muster „das Kind will was, ich gebe es ihm und alle sind glücklich“. Bindung entsteht auch in in Frust- und Krisenmomenten, in denen ein Kind eine Emotion zeigt wie Traurigkeit, Wut, Unverständnis, Ärger, Enttäuschung und dann die Erfahrung macht: „Auch mit diesem Gefühl bin ich liebenswert. Die Person, die zu mir gehört, wendet sich nicht von mir ab, sie isoliert mich nicht als Strafe dafür, dass ich diese Emotion habe, sondern sie kann auch diese Emotion halten.“ Dieses Halten kann einfach bedeuten, es miteinander auszuhalten, dass diese Emotion gerade existiert und gemeinsam zu schauen, wie man damit umgeht.

In Ihrem Buch „Meine Grenze ist dein Halt“ argumentieren Sie, dass man sich selbst nicht überlasten sollte, um gar nicht erst in einen Bereich zu kommen, in dem die Nerven dünn sind und viele Ausraster drohen. Dabei zeigen Sie auch auf, dass es für eine bedürfnisorientierte Erziehung nötig ist, dass Eltern ihre eigenen Bedürfnisse sehen und entsprechend Grenzen setzen. Was sind für Sie sinnvolle Grenzen?

Imlau: Das ist ein Thema, das mir sehr wichtig ist, und von dem ich gleichzeitig weiß, dass es oft sehr schwer umzusetzen ist. Wir wissen, dass die Feinfühligkeit eines Menschen stark von seiner individuellen Belastung abhängt. Wenn wir genug geschlafen haben, wenn unsere seelischen und körperlichen

Grundbedürfnisse erfüllt sind, können wir feinfühlicher, geduldiger und verständnisvoller sein, als wenn wir übermüdet, erschöpft, überreizt sind, uns in unseren Bedürfnissen nicht gesehen fühlen und diese fast alle unerfüllt sind. Es ist wichtig für Eltern, sich klarzumachen, dass es nicht egoistisch ist, sich gut um sich selbst zu kümmern – manchmal auch, bevor man sich um das Kind kümmern kann. Es ist sogar notwendig, denn wenn ich dauerhaft übermüdet, hungrig und gestresst bin, dann kann ich nicht verantwortungsvoll für mich selbst und meine Kinder sorgen. Mal kurz ist das möglich, indem ich über meine Grenzen gehe – aber nicht auf Dauer. Selbstfürsorge ist wichtig, um als Familie auf Dauer gut miteinander navigieren zu können.

Gleichzeitig weiß ich, dass es durch die strukturellen Rahmenbedingungen für viele Eltern, insbesondere Mütter schier unmöglich ist, die nötige Selbstfürsorge walten zu lassen. Sie sind viele Stunden allein mit einem oder mehreren kleinen Kindern, eingebunden in Strukturen, die sie wenig unterstützen, und dem Druck von allen Seiten, was erledigt werden muss. Hinzu kommen indiskutable Notwendigkeiten wie Miete zahlen. Viele Mütter haben keine Pause, weil es niemanden gibt, der sich in dieser Zeit verantwortlich um ihre Kinder kümmern kann. Aus diesem Spannungsfeld gibt es keinen einfachen Ausweg und damit greift es zu kurz, ihnen zu sagen „Mach doch mal eine Pau-

Es ist nicht egoistisch, sich gut um sich selbst zu kümmern – manchmal auch, bevor man sich um das Kind kümmern kann.

Kinder brauchen auch das Korrektiv, dass nicht nur ihre Bedürfnisse zählen und nicht nur sie bestimmen, wie die Welt funktioniert.

sel“. Wie denn, wenn das Kind nicht schläft und kein Betreuungsnetz vorhanden ist? Trotzdem halte ich es für wichtig, als Care-Arbeit leistende Person zu schauen: Was sind Rahmenbedingungen, an denen

ich nichts ändern kann, und wo kann ich an den Stellschrauben drehen? Das kann damit anfangen, zu reflektieren, wie ich auf mich selbst blicke, mit mir umgehe und wie ich mich traue, im Umgang mit meinen

Kindern Mikrofrustrationen zu meinen Gunsten zu verteilen. Es klingt banal, aber ich kenne viele Mütter, die gehen im Alltag nicht auf Toilette, weil immer irgendein Bedürfnis des Kindes wichtiger ist. Natürlich soll man Kinder nicht ignorieren und schreien lassen. Aber selbstverständlich ist es okay, wenn mein einjähriges Kind sofort Eisenbahn spielen will, ich aber erstmal auf Toilette gehe. Es wird vielleicht weinen, das blöd finden – und das darf es auch. Aber ich darf trotzdem auf Toilette gehen und mein Bedürfnis in dieser Situation priorisieren.

Etwas, womit viele Eltern Schwierigkeiten haben, ist es, situativ zu entscheiden: Wo muss ich mir selbst eine Frustration zumuten – und wo darf ich meinem Kind mal eine Frustration zumuten. Eltern wünschen sich da oft eine feste Liste: Da darfst du, da nicht. So eine Liste kann es aber nicht geben, dafür sind Familien viel zu individuell. Was ich Eltern an die Hand geben kann, ist der Rat: Bleibt wach. Versucht in den verschiedenen Situationen zu identifizieren: Was will mein Kind, was

will ich, welches Bedürfnis steckt dahinter, wie ist mein Kind von seinem Wesen und Alter? Kann es jetzt schon Bedürfnisaufschub leisten? Um welchen Zeitraum geht es? Muss mein Kind sein Bedürfnis zwei Minuten aufschieben oder zwei Stunden? Kann ich das Aufschieben des Bedürfnisses üben, es dem Kind leichter machen? Können wir uns vielleicht in der Mitte treffen? Das ist eine vielschichtige Herausforderung, an die wir uns rantasten müssen. Für viele Eltern ist es der erste Gamechanger zu sagen, meine körperlichen Grundbedürfnisse – essen, trinken, schlafen, Toilettengang und ab und an eine Dusche – darf ich auch dann hochhalten, wenn mein Kind darüber frustriert ist. Das ist kein schönes Gefühl und trotzdem ist es in Ordnung, meinem Kind diese Mikrofrustration zuzumuten, mit dem Lohn, dass ich danach wieder gerüstet bin für den Tag.

Zudem lernt mein Kind dabei: Kinder brauchen die Erfahrung, in ihren Bedürfnissen gesehen und gehört zu werden. Aber sie brauchen auch das Korrektiv, dass nicht nur ihre Bedürfnisse zählen und nicht nur sie bestimmen, wie die Welt funktioniert. Manchmal kann ein Bedürfnis nicht oder nicht sofort erfüllt werden – aber ich bin deswegen als Mensch nicht unwichtig. Den Balanceakt zwischen immer nett, immer Ja und immer hart, immer Nein zu lernen, ist etwas, was vielen Eltern schwerfällt. Sanfte, freundliche und trotzdem klare Grenzen zu ziehen, das ist eine große Aufgabe für diese Elterngeneration. In diesem Kontext spreche ich im Übrigen bewusst nicht von Grenzen setzen, weil ich finde, das hat

einen autoritären Klang. Ich spreche lieber davon, die eigenen Grenzen wieder spüren zu lernen, und zu lernen, diese meinem Kind gegenüber zu kommunizieren, zu vertreten und auch gegen Widerstände aufrechtzuerhalten. Elternsein bedeutet nicht, dass unsere Kinder immer glücklich sein müssen. Aber sie sollen immer die Möglichkeit haben, sich mit uns verbunden zu fühlen.

Das eine sind meine Bedürfnisse, das andere meine Vorstellungen und meine Ängste. „Ich muss meinem Kind jeden Morgen und Abend die Zähne putzen.“ „Mein Kind geht im Winter nur mit einer dicken Jacke nach draußen.“ Das sind Dinge, von denen wir glauben, sie sind wichtig, um unser Kind zu schützen. Wie schaffe ich es, meinem Kind zu kommunizieren, dass es mir dabei um sein Wohlergehen geht, auch wenn es aktuell eine Frustration bedeutet?

Imlau: Dass Eltern sich heute diese Fragen stellen, ist ein gutes Zeichen. Sie nähern sich Elternschaft moralisch und sind nicht mehr getrieben vom Bild des Kinds als nicht vollwertigem Menschen, wie es in der autoritären Erziehung präsent war, und die Auffassung zur Folge hatte: Wir können mit denen machen, was wir wollen. Wenn Eltern heute sagen, es fühlt sich für mich falsch an, mich über mein Kind hinwegzusetzen und es zum Beispiel im Kindersitz anzuschallen, auch wenn es das nicht will, ist das ein positives Zeichen, weil es zeigt, wir haben heute eine Eltern-generation, die Kinder als vollwertige Menschen wahrnimmt. Deswegen spürt man einen inneren Widerstand,

wenn man sich über die Bedürfnisse dieses anderen Menschen hinwegsetzen soll. Gleichzeitig haben wir aber manchmal ein moralisches Dilemma in unserer Elternschaft, weil unsere Kinder vollwertige Menschen mit einem begrenzten Erfahrungshorizont sind, mit begrenzten Fähigkeiten, die Folgen ihres Handelns abzuschätzen. Und wir haben einen Schutzauftrag. Wir sind als Erwachsene erziehungsberechtigt, aber auch erziehungsverpflichtet in dem Sinne, dass wir die Verantwortung dafür tragen, dass unsere Kinder sicher und gesund großwerden. Innerhalb dieses Schutzauftrags müssen wir immer wieder mit uns selbst verhandeln, wo wir uns über den Willen unseres Kindes hinwegsetzen müssen, wo wir verhandeln können, wo wir nachgeben dürfen.

Es ist spannend, immer wieder zu fragen, ist das eine Grenze oder nur ein Glaubenssatz? Habe ich einen guten Grund, mich gegen mein Kind durchzusetzen, auch wenn sich das schwierig anfühlt? Ich finde es wichtig, dass es für diese Fragen keinen fertigen Katalog gibt, sondern dass wir uns selbst in unserem Empfinden verorten, die Spannung aushalten und moralisch abklopfen: Warum ist mir das wichtig? Was ist die tatsächliche Gefahr, die damit einhergeht? Es kann in einigen Fällen auch sinnvoll sein, sich nochmal sachlich zu informieren. Zum Beispiel gibt es viele Menschen, die verinnerlicht haben, wenn Kinder mit nassen Haaren rausgehen, werden sie krank. Informiert man sich dazu, stellt man

Wir kommen am besten durch die Elternschaft, wenn wir sie als Einladung zur Selbstreflexion begreifen, wo wir uns hinterfragen dürfen.

aber fest, dass das nicht stimmt. Es kann zwar Situationen geben, in denen es das Risiko einer Erkältung indirekt erhöhen kann, wenn man mit nassen Haaren nach draußen geht. Aber warum soll ich zum Beispiel bei heißem Wetter das Föhnen erzwingen? Zudem gibt es Glaubenssätze, die mit unserer eigenen Scham zu tun haben. Wenn ich zum Beispiel mein Kind nicht mit den selbst ausgewählten Klamotten, die nicht zusammenpassen, nach draußen gehen lassen will. Solche Situationen können wir als Einladung betrachten, uns zu fragen: Warum habe ich eigentlich

Es geht um ein zugewandtes Durchsetzen. Einerseits mit Klarheit zu handeln, andererseits mit meinen Kindern in Verbindung zu bleiben.

solche Angst davor, von wildfremden Leuten als schlechte Mutter oder Vater gelesen zu werden? Und könnte es nicht auch ein Zeichen richtig guter Elternschaft sein, dass mein dreijähriges Kind in der Auto-

nomiephase selbst entscheiden darf, dass es mit Schneehose und Sonnenhut aus dem Haus gehen will?

Wir kommen am besten durch die Elternschaft, wenn wir sie als Einladung zur Selbstreflexion begreifen, wo wir uns immer wieder hinterfragen dürfen und uns so auf die Schliche kommen, wenn wir zum Beispiel auf einen alten Glaubenssatz reingefallen sind. Und das mit einer Freundlichkeit uns selbst gegenüber. Statt uns Vorwürfe zu machen, sollten wir schwierige Situationen als Lernerfahrung betrachten, über die wir auch mit Kindern sprechen können. Ich habe meinen Kindern schon oft sowas gesagt wie: „Dass ich heute Morgen darauf bestanden habe, dass du die Jacke anziehst, tut mir leid. Ich war

gefangen in meinem Denken. Ich glaube jetzt, dass du recht hattest, dass du nicht unbedingt die Jacke gebraucht hättest. Erinnere mich morgen dran.“ Dass wir unsere Meinung ändern, uns selbst hinterfragen, reflektieren, das sind Prozesse, die unsere Kinder mitbekommen dürfen. Viele Eltern haben Angst davor, inkonsequent zu sein. Das ist auch so ein Erbe der autoritären Erziehung: Ich muss sofort die Antwort wissen und davon darf ich nicht mehr abweichen, sonst nimmt mich mein Kind als schwach wahr. Wir müssen aber nicht die allwissenden Despoten sein, die immer auf alles direkt eine Antwort haben, sondern wir dürfen auch mal sagen: „Das ist eine schwierige Situation. Lass mich einen Moment nachdenken, dann kann ich dir sagen, wie wir es heute machen. Dann schauen wir, wie es läuft – vielleicht machen wir es das nächste Mal anders.“ Das dürfen wir, denn damit sind wir Vorbilder für reflektiertes Handeln und nicht für Machtmissbrauch.

Trotzdem kann es geschehen, dass wir durch reflektiertes Erörtern zu einem Punkt kommen, an dem wir entscheiden, unsere körperliche Überlegenheit einsetzen, um den Schutz und die Gesundheit des Kindes zu gewährleisten. Wenn wir das Kind zum Beispiel festhalten, damit es eine wichtige Spritze bekommen kann. Oder wenn wir dafür sorgen, dass das Kind zumindest ab und an die Zähne putzt, beim Radfahren einen Helm trägt und beim Autofahren angeschnallt ist – auch wenn es das blöd findet. Es geht in solchen Situationen um ein zugewandtes Durchsetzen. Einerseits mit Klarheit

zu handeln, andererseits auch in diesen Momenten mit meinen Kindern in Verbindung zu bleiben. Es geht auch darum, die Verantwortung bei mir zu lassen und nicht meinem Kind in meiner Wut die Verantwortung dafür zuzuschieben, dass die Situation so blöd ist wie sie ist.

Die Notwendigkeit abzuwägen, gehört fest zur bindungsorientierten Erziehung. Eines der größten Dilemmata ist die Frage der ergänzenden Betreuung. Wie lässt es sich mit einem bindungsorientierten Erziehungsstil vereinbaren, das Kind für mehrere Stunden täglich in die Krippe oder zu Tageseltern zu geben?

Imlau: Das ist ein Thema, mit dem sich viele Eltern schwertun, unter anderem weil die Diskussionen rund um außerfamiliäre Betreuung oft sehr ideologisch und hart geführt werden. Einerseits liest man zum Beispiel in offiziellen Broschüren, es gibt nichts besseres für jedes Kind als mit zwölf Monaten Vollzeit in die Kita zu kommen, weil sonst wichtige Bildungschancen verpasst werden. Andererseits gibt es eine fast schon militante Fraktion von Kitagegnern, die sagen, das zerstört Kinderseelen und führt zu einem Bindungstrauma. Das sind die beiden Pole, zwischen denen wir uns bewegen. Beide Pole sind nicht gedeckt durch wissenschaftliche Erkenntnisse, auch wenn beide Seiten das gerne behaupten. Es wird wissenschaftliches Rosinenpicken betrieben und jeder präsentiert die Studienergebnisse, die seine Ideen stützen.

Tatsächlich ist die Frage außerfamiliärer Betreuung aus bindungswis-

senchaftlicher Sicht leicht zu beantworten. Wir wissen, dass Kinder Bindungswesen sind, die sichere Bindungsbeziehungen brauchen, um sich ideal zu entwickeln. Es liegt in der Natur von Kindern, dass sie sich nicht ausschließlich an ihre Eltern binden können, sondern die bauen ebenso eine Bindung auf zu jeder anderen erwachsenen oder älteren Person, die sich regelmäßig um sie kümmert, die zugewandt, freundlich, feinfühlig mit ihnen umgeht. Das können die Großeltern sein, Nachbarn, Paten, Babysitter, Freunde oder eben auch eine Nanny, Tageseltern und pädagogische Fachkräfte in Kitas. Insofern ist es grundsätzlich aus bindungswissenschaftlicher Sicht kein Problem, wenn Kinder in ihrem Bindungsnetzwerk von einer Bindung zur nächsten wechseln, solange die Bindungssicherheit gewährleistet ist. Deswegen ist auch außerfamiliäre Betreuung an sich kein Problem. Zum Problem wird sie dann, wenn die Bindungssicherheit nicht gewährleistet ist.

An dieser Stelle müssen wir einen Blick auf die deutsche Kitas-Landschaft werfen, die gnadenlos unterfinanziert ist und wo teils noch viel althergebrachte Pädagogik gelebt wird. Es gibt riesige Qualitätsunterschiede zwischen den außerfamiliären Betreuungsangeboten. Wir wissen aus Studien, dass grob gesagt zehn Prozent aller Kinderbetreuungseinrichtungen super, achtzig Prozent durchwachsen – das schwankt manchmal von Gruppe zu Gruppe innerhalb einer Einrichtung

Außerfamiliäre Betreuung an sich ist kein Problem. Zum Problem wird sie, wenn die Bindungssicherheit nicht gewährleistet ist.

– und zehn Prozent so katastrophal sind, dass sie eigentlich sofort geschlossen werden müssten.

Deswegen kann ich Eltern nicht pauschal sagen, ob es ihrem Kind schadet, in die Kita zu gehen. Dafür müsste ich die Kita angucken und auch wissen, wie sich das Kind dort fühlt und ob es eine Bindung aufgebaut hat zu den pädagogischen Fachkräften. Kinder sind sehr individuell. Manchen Kindern geht es in einer Kita richtig gut – und anderen Kindern in der gleichen Einrichtung nicht, weil sie andere Bedürfnisse mitbringen, die dort weniger gut beantwortet werden. Eine wichtige

Frage ist auch: Was ist die Alternative zu dieser Betreuung? Wenn eine Mutter, ein Vater, so ausgebrannt und erschöpft ist, dass die Bindungsqualität zu Hause leidet, ist nahezu jede außerfamiliäre Betreuung, die

Entlastung in das Familiensystem bringt, gut für die Bindung. Gleichzeitig kann es sein, dass ein Kind zuhause ideale Bindungsbedingungen hat und nur in eine mittelgute Kita geht – dann verschlechtert sich sein Bindungssystem eher. Auch insofern ist die Frage der außerfamiliären Betreuung somit sehr individuell.

Was ich allgemein sagen kann: Grundsätzlich sind Bindungsnetzwerke für Kinder natürlich und angemessen. Es ist gut und richtig, wenn Eltern sich nicht alleine um ihre kleinen Kinder kümmern. Aber die Betreuungslandschaft, die wir aktuell in Deutschland haben, lässt leider oft zu wünschen übrig. Wir müssen als Eltern verantwortungsvoll und indivi-

duell überlegen: Wo können wir unser Kind in gute Hände geben? Wie fühlt sich das an? Und wir müssen auch den Mut haben, im Zweifelsfall in der Eingewöhnungszeit oder sogar danach die Reißleine zu ziehen, wenn mit unserem Kind nicht bindungsstärkend und wertschätzend umgegangen wird. Im Übrigen nicht nur für unser Kind, sondern auch für andere Kinder. Wenn in der Kita Gefährdungen stattfinden, gilt es, nicht die Augen zu verschließen, sondern zum Träger, zum Jugendamt, im Zweifel auch zur Polizei zu gehen. Es kann nicht sein, dass wir aus Mangel an Kitaplätzen jede Kinderbetreuung akzeptieren, egal wie schlecht sie ist.

Sie haben schon angedeutet, dass ein bindungsorientierter Erziehungsstil auch bedeutet, Kindern Freiraum zu geben und Autonomie zuzulassen. Wie schaffe ich das?

Imlau: Ich muss mich lösen von der Vorstellung, dass Kinder nichts allein bestimmen dürfen, weil sie Kinder sind. Und ich sollte genau hinschauen, feinfühlig sein. Kinder haben Impulse in Richtung Autonomiestreben, aber gleichzeitig auch Impulse in Richtung Rückversicherung. Wenn mein vierjähriges Kind sagt, ich möchte meinen Obstsalat selbst schneiden, sollte ich nicht direkt Nein sagen, sondern überlegen, welche Möglichkeiten es gibt, wie mein Kind lernen kann, sein Obst selbst zu schneiden. Ich kann ihm zum Beispiel ein Wellenmesser geben und dabei bleiben. Frei nach der Montessori-Pädagogik: Hilf dem Kind, es selbst zu tun! Dazu gehört

Bindungsnetzwerke sind natürlich und angemessen. Es ist gut und richtig, wenn Eltern sich nicht alleine um ihre kleinen Kinder kümmern.

auch, selbst entscheiden zu lassen. Meine Kinder entscheiden, seit sie das äußern können, was sie anziehen und wie sie ihre Haare haben wollen. So ist sehr viel Freiheit da. Gleichzeitig gibt es Dinge, die können und dürfen sie nicht selbst entscheiden, zum Beispiel über ihre Schutzimpfungen oder Arzttermine.

Wichtig ist: Es gehört auch dazu, dass unsere Kinder noch klein sein dürfen, dass wir sie nicht in eine künstliche Selbstständigkeit drängen. Wenn mein vierjähriges Kind, das gerade selbst einen Obstsalat geschnitten und sich angezogen hat, auf einmal sagt „Trag mich in die Kita und zieh mir die Hausschuhe an“, ist es eine Form von Respekt nicht zu sagen „Du wolltest gerade alles selbst machen, dann lauf gefälligst auch selbst“, sondern „Ich helfe dir beim Ankommen!“. Wir sollten Kindern vertrauen, dass sie wissen, was wann für sie richtig ist.

Ich höre oft von Leuten, dass sie Angst haben, dass Kinder unselbstständig bleiben, wenn wir ihnen helfen und entgegenkommen. Es gibt tatsächlich Kinder, die haben relativ lange ein schwach ausgeprägtes Autonomiebedürfnis. Dann fragen sich die Eltern: Wird es jemals selbstständig werden? Es gibt sogar immer noch Experten, die vor zu viel Fürsorge warnen und sagen, das wäre nicht gut für die Selbstständigkeitsentwicklung. Das ist allerdings wenig faktenbasiert. Der

Blick auf menschliche Entwicklung zeigt, dass alle Kinder, ausgenommen sie haben schwere körperliche oder geistige Einschränkungen, dieses Autonomiestreben besitzen und früher oder später danach streben, sich von ihren Eltern zu lösen.

Ein Kind, das mit sechs oder acht Jahren noch gerne bei den Eltern schläft, wird es mit 16 nicht mehr wollen. Und auch ein Kind, das sich noch lange morgens beim Anziehen helfen lässt, wird das irgendwann allein tun. Ich sehe das in meiner eigenen Familie: Ich habe zwei Teenager und zwei jüngere Kinder. Ich kann die Unselbstständigkeit bei meinen jüngeren Kindern viel besser aushalten als bei den beiden Älteren damals, weil ich jeden Tag sehe, wie groß und selbstständig meine anderen Kinder geworden sind. Wenn dann mein 7-Jähriger sagt, „Hilf mir beim Hose anziehen!“, wird mir deutlich, wie klein er eigentlich noch ist und wie kurz die Zeit ist, in der unsere Kinder unsere Hilfe und Fürsorge überhaupt wollen. Oft haben wir die Neigung, Kinder so früh wie möglich in eine künstliche Selbstständigkeit zu drängen. Stattdessen sollten wir ihnen einfach die Freiheit geben, in ihrem eigenen Tempo groß zu werden und darauf vertrauen, dass sie selbstständig werden wollen.

Wir sollten Kindern die Freiheit geben, in ihrem eigenen Tempo groß zu werden und darauf vertrauen, dass sie selbstständig werden wollen.

Nora Imlau

Nora Imlau ist Journalistin und Sachbuchautorin für die Themen Familie und Erziehung. Sie verfasste mehrere Bestseller, darunter „Mein Familienkompass“, „So viel Freude, so viel Wut“ und „Meine Grenze ist dein Halt“. Mit ihren Publikationen hat sie die deutsche Erziehungslandschaft maßgeblich beeinflusst. Die „Süddeutsche Zeitung“ nannte sie unlängst „Galionsfigur der bindungsorientierten Szene“. Nora Imlau ist selbst vierfache Mutter und engagiert sich für die Rechte von Kindern, Eltern, Schwangeren und Hebammen. Die Autorin stammt aus Baden-Württemberg und studierte in Marburg und Vancouver Medienwissenschaft, Anglistik sowie Deutsche Sprache und Literatur.



Mit getrennten Eltern aufwachsen

Wie Kinder familiäre Umbrüche erleben und bewältigen

Von Sabine Walper und Julia Reim

Eine Trennung der Eltern, die in Deutschland rund jedes vierte Kind erlebt, ist für Eltern und Kinder mit vielfältigen Unsicherheiten verbunden, birgt aber auch die Chance, eine belastende Familiendynamik zu beenden. Dieser Beitrag gibt einen Überblick zum Wohlergehen von Kindern in Trennungsfamilien, illustriert die Risiken von fortgesetzten Elternkonflikten und von Problemen bei der Zusammenarbeit in der Elternrolle und diskutiert mögliche Vorteile einer geteilten Betreuung von Kindern durch beide getrennte Eltern (Doppelresidenz). Er schließt mit einem Ausblick auf Präventionsangebote.

Die Familie als sicherer Hafen?

Der Historiker Christopher Lasch hat das Diktum geprägt: Die Familie ist ein sicherer Hafen in einer herzlosen Welt. Dabei hatte er die schweren, oft gnadenlosen Arbeitsbedingungen zu Zeiten der Industrialisierung vor Augen, denen die Familie einen emotionalen Schutzraum zum „Auftanken“ entgegensetzte. Aber nicht nur für Eltern, sondern erst recht für Kinder ist die Familie als sicherer Hafen von zentraler Bedeutung. Vermittelt sie Schutz vor Gefahren und Fürsorge im Aufgreifen kindlicher Bedürfnisse, so bietet sie den Kindern gute Bedingungen, um Vertrauen in sich und andere zu entwickeln und damit über wirksames emotionales Rüstzeug im Umgang mit anforderungsreichen Situationen zu verfügen. Insbesondere

die Bindungsforschung nach John Bowlby und Mary Ainsworth hat dies herausgearbeitet und gezeigt, wie förderlich sichere Bindungsbeziehungen zu den Eltern im Kindes- und Jugendalter sind – als sicherer Hafen in emotional belastenden oder überfordernden Situationen und als sichere Basis für die Erkundung der noch unbekannten Umwelt (siehe auch S. 22 ff. in diesem Heft).

Nicht alle Familien bieten Kindern diese günstigen Bedingungen. Oft sind es die Lebensumstände, die es Eltern erschweren, ihren Kindern die nötige Fürsorge, Unterstützung und Sicherheit zu vermitteln. Ein Faktor, der Unsicherheiten ins Familienleben bringen kann, sind Umbrüche der Familienkonstellation, die durch eine Trennung der Eltern entstehen. In vielen westlichen Ländern haben sich

die Scheidungsraten mittlerweile auf einem hohen Niveau eingependelt, wobei Deutschland und Österreich innerhalb der europäischen Länder eine Mittelposition einnehmen (vgl. Eurostat 2023). Immer mehr Kinder werden außerdem in unverheiratete Partnerschaften geboren, die ein noch höheres Trennungsrisiko aufweisen (vgl. Liefbroer/Dourleijn 2006). Der Blick in die Scheidungsstatistik reicht daher nicht, um die Instabilität der elterlichen Partnerschaften abzuschätzen.

Die Risiken einer elterlichen Trennung für die Kinder wurden intensiv erforscht (vgl. Walper et al 2020). Dabei zeigt sich, dass Trennungen oft weitere Belastungsfaktoren im Schlepptau haben, die ihrerseits Unsicherheiten hervorrufen oder verstärken können. Vor allem Probleme in der Familiendynamik und insbesondere Elternkonflikte im Trennungskontext tragen zu Belastungen der Kinder bei. Bevor wir entsprechende Befunde diskutieren, wird zunächst berichtet, inwieweit sich das Wohlergehen von Kindern und Jugendlichen aus Trennungsfamilien von dem der Kinder in Kernfamilien (mit beiden leiblichen Eltern) unterscheidet. Abschließend greifen wir die Frage auf, welche Vorteile es haben kann, wenn beide Eltern auch nach einer Trennung intensiv in das Leben ihrer Kinder involviert bleiben, indem sie eine geteilte Betreuung der Kinder praktizieren.

Zur Bedeutung einer Trennung der Eltern für Kinder

Eine Trennung der Eltern gilt als wesentlicher Risikofaktor für das Wohl-

ergehen der Kinder, verändert sich doch deren Alltag mit den Eltern beträchtlich, oft auch ihre finanzielle Situation, und durch einen Umzug kann auch das gewohnte Umfeld von Freunden, Schule und Nachbarschaft verloren gehen. Zumeist reduziert sich der Kontakt zum dann getrenntlebenden Elternteil – in der Regel der Vater –, und in jedem dritten bis vierten Fall geht der Kontakt ganz verloren (vgl. Walper 2016). Oft erleben die Kinder konflikthafte Auseinandersetzungen der Eltern im Kontext der Trennung. So mag es nicht verwundern, dass Kinder in Trennungsfamilien häufiger eine unsichere Bindung in Beziehung zu ihren Eltern aufweisen als Kinder aus intakten Familien (vgl. Nair/Murray 2005).

Allerdings kann eine Trennung auch dazu beitragen, eine belastende Familiendynamik zu beenden. Für Eltern, die sich zur Trennung entscheiden, wird dies mehrheitlich das Ziel sein. Kinder können die Situation jedoch anders wahrnehmen und Verluste erleben, die ihr zukünftiges Leben unsicher erscheinen lassen, wo für Eltern eher die Erleichterung im Vordergrund stehen mag. Und nicht zuletzt variieren die Begleitumstände einer Trennung, wie die resultierenden finanziellen Belastungen, mögliche aufkommende Konflikte, psychische Belastungen der Eltern und/oder Einschränkungen ihrer Zuwendung und Unterstützung der Kinder, die zu sehr unterschiedlichen Erfahrungen der Kinder beitragen können. Entsprechend zeichnen die Studien auch kein ganz einheitliches, homogenes Bild des Wohlergehens und

der Entwicklungsverläufe betroffener Kinder.

In mehreren Meta-Analysen wurde die Vielzahl internationaler und europäischer Studien integriert ausgewertet, die Aspekte des kindlichen Wohlergehens in Scheidungs- und Trennungsfamilien in den Blick nehmen und der Situation von Kindern in Kernfamilien gegenüberstellen (vgl. z.B. Amato 2001, 2014) oder unterschiedliche Bedingungen in Trennungsfamilien vergleichen (vgl. z.B. Adamsons/Johnson 2013). Die Metaanalyse von Amato (2014) zeigt beispielsweise, dass Kinder getrennter Eltern im Vergleich zu Kindern aus Kernfamilien ein höheres Risiko haben, Nachteile hinsichtlich ihrer Bindungssicherheit in Beziehung zu den Eltern, Verhaltens- und emotionalen Entwicklung, Bildungserfolg, Gesundheit, Alkohol- und Tabakkonsum, riskantem Sexualverhalten und Straffälligkeit aufzuweisen. Ähnlich wie bei früheren Studien sind die Unterschiede im Durchschnitt jedoch wenig ausgeprägt. Bemerkenswert ist, dass weder in den USA noch in Europa eine Abschwächung dieser Unterschiede zwischen Trennungs- und Kernfamilien im Verlauf der Zeit zu beobachten ist (vgl. Amato 2001). Die Vermutung, dass Trennungen „gewöhnlicher“ werden und es mitbetroffenen Kindern leichter fällt, damit umzugehen, findet also keine Bestätigung.

Solche einfachen Vergleiche zwischen Trennungs- und Kernfamilien informieren zwar über Unterschiede in den jeweiligen Lebensbedingungen und in vielfältigen Aspekten des Wohlergehens von Kindern in Kern- und Trennungsfamilien, erlauben

aber noch keinen Rückschluss auf die „Wirkung“ einer elterlichen Trennung. Wie Langzeitbeobachtungen zeigen, hat zumindest ein Teil der Trennungskinder schon vor der elterlichen Trennung in einer belastenden Situation gelebt, die nicht nur im Vorfeld der Trennung, sondern auch darüber hinaus die Entwicklung der Kinder beeinträchtigt (vgl. z.B. Cherlin/Chase-Lansdale/McRae 1998). Zudem findet sich eine beträchtliche Heterogenität der Entwicklungsverläufe von Trennungskindern, zu der eine Vielzahl von Faktoren beitragen: Unterschiede in den finanziellen Ressourcen der Familien, in der Beziehungsdynamik, der jeweiligen Sorgerechtsregelung und Gestaltung des Betreuungsarrangements der Kinder sowie in neuen Partnerschaften der Eltern und deren Stabilität tragen auch zu Unterschieden im Wohlergehen der Trennungskinder bei (vgl. Amato 2010). Insbesondere Konflikte zwischen den Eltern und deren Probleme bei der Kooperation in der Elternrolle (*Coparenting*) sind als Risikofaktoren für die Kinder in den Fokus gerückt worden.

Dauerhafte intensive elterliche Konflikte stellen einen wesentlichen Risikofaktor für das Wohlergehen und die Entwicklung der Kinder dar.

Wenn der Streit nicht endet

Dauerhafte intensive elterliche Konflikte stellen einen wesentlichen Risikofaktor für das Wohlergehen und die Entwicklung der Kinder dar (vgl. Harold/Sellers 2018). Konflikte sind im Familienalltag unvermeidlich und kommen sowohl in intakten Familien als auch in Trennungsfamilien

vor. Sie unterscheiden sich jedoch in ihrer Intensität und Dauerhaftigkeit und können vor allem als destruktive chronische Konflikte das ganze Familiensystem in Mitleidenschaft ziehen (vgl. Cummings et al. 2012). Insbesondere bei einer Trennung der Eltern ist das Familienleben zuvor häufig durch längerfristige Partnerschaftskonflikte geprägt. Und auch nach einer Trennung gibt es viele Gründe für Konflikte, z.B. bezüglich Umgangskontakten, Unterhaltszahlungen oder Erziehungsfragen.

Gelingt eine „Befriedung“ des Familienklimas, zeigen Kinder häufiger auch langfristig einen günstigen Entwicklungsverlauf.

Lange wurde davon ausgegangen, dass elterliche Konflikte vor allem ein ungünstiges Vorbild für aggressives Verhalten bieten. Als deutlich relevanter erwies sich jedoch ein anderer Faktor: die emotionale Unsicherheit, die Kinder durch die Konfrontation mit fortgesetzten destruktiven Konflikten der Eltern erleben (vgl. Davies et al. 2002). Diese Unsicherheit wird durch Streit der Eltern auf zwei Wegen befördert: einerseits, weil auch das elterliche Erziehungsverhalten und die Eltern-Kind-Beziehung unter den Konflikten leiden, andererseits aber auch, weil fortgesetzte und erst recht heftige Elternkonflikte die Kinder unter Stress setzen, ihre Aufmerksamkeit und emotionalen Ressourcen in hohem Maße beanspruchen und oft ihre Bewältigungsmöglichkeiten überfordern. In der Folge reagieren die Kinder gehäuft mit Verhaltensproblemen, aber vor allem mit emotionalen Belastungen wie Ängstlichkeit und Depressivität (vgl. Harold/Sellers 2018).

Meist schaffen es Eltern nach einer Trennung innerhalb einer etwa dreijährigen Anpassungsphase, ihre Konflikte beizulegen und wieder ein für die Kinder entwicklungsförderliches Familienklima zu etablieren. Gelingt eine solche „Befriedung“ des Familienklimas, so zeigen die mitbetroffenen Kinder häufiger auch langfristig einen günstigen Entwicklungsverlauf (vgl. Hetherington/Kelly 2003), während fortgesetzte Konflikte der Eltern die Eltern-Kind-Beziehung belasten, zu Anpassungsproblemen der Kinder beitragen und insgesamt mit deutlichen Nachteilen für das psychische und körperliche Wohlergehen betroffener Kinder und Jugendlicher verbunden sind (vgl. z.B. Walper/Beckh 2006).

Auch speziell Konflikte in der Elternrolle, die sich um Fragen der Erziehung und Versorgung der Kinder drehen, haben sich als Risikofaktor für erhöhtes Problemverhalten der Kinder erwiesen, und zwar nicht nur offene, sondern auch verdeckte Konflikte, bei denen die Eltern sich gegenseitig in ihrer Autorität als Erziehungsperson untergraben (vgl. Lamela et al. 2016). Gerade im Rahmen konflikthafter Trennungen erleben die Kinder häufig einen beträchtlichen Koalitionsdruck der Eltern, d.h. sie sehen sich gedrängt, Partei gegen den anderen Elternteil zu ergreifen. Das befördert Loyalitätskonflikte, belastet die Eltern-Kind-Beziehung und beeinträchtigt das kindliche Wohlbefinden (vgl. Amato/Afifi 2006).

In einigen Fällen setzen sich die Konflikte zwischen den Eltern nach der Trennung über lange Zeit fort

oder verstärken sich sogar in ihrer Häufigkeit und Intensität (vgl. Drapeau et al. 2009). Zunehmend spielen in diesem Kontext hochkonfliktvolle Trennungsfamilien eine Rolle, die über einen längeren Zeitraum hinweg um das Kind, um dessen Betreuung und weitere Themen streiten, ohne eine Lösung zu finden. Für die Familiengerichte und Beratung bedeutet dies einen hohen Personal- und Zeitaufwand, da meist viele Fachkräfte in die vergebliche Suche nach geeigneten Interventionen involviert sind, um auch bei diesen Eltern eine einvernehmliche Regelung bezüglich sorge- und umgangsrechtlicher Fragen herbeizuführen. In Deutschland machte diese Gruppe vor knapp 20 Jahren etwa acht bis zehn Prozent der Trennungsfamilien aus (vgl. Walper et al. 2020). Aktuelle Zahlen fehlen, aber es wird von einem Anstieg speziell der hochstrittigen Trennungen ausgegangen.

Starke Konflikte, die nur durch Gerichtsverfahren gelöst werden können, stellen häufig noch einige Zeit nach Beenden des Verfahrens eine große Belastung für die Kinder dar (vgl. Bream/Buchanan 2003). Auch deutsche Daten zeigen, dass bei familiengerichtlichen Konflikten der Eltern das Wohlbefinden von Kindern und Jugendlichen insbesondere durch Coparenting-Probleme der Eltern und Koalitionsdruck beeinträchtigt wird (vgl. Zimmermann et al. 2023). Erhebliche Belastungen für Kinder und Jugendliche durch fortbestehende und offen ausgetragene Konflikte der Eltern nach Trennung sind in der Forschung somit mittlerweile gut belegt.

Das Wechselmodell als best practice?

Stand ursprünglich in der Diskussion um Trennungskinder deren Verlust des Kontakts zum getrenntlebenden Elternteil im Vordergrund, so wurde diese Diskussion durch empirische Befunde deutlich relativiert. Spätestens ab 2000 war bekannt, dass häufigerer Kontakt zum getrenntlebenden Vater im Gros der Befunde keine nennenswerten Vorteile für die Kinder bietet (vgl. Adamsons/Johnson 2013). Als wichtiger erwiesen sich andere Faktoren, wie das Erziehungsverhalten der Väter und die Beziehung der Kinder zum Vater. Allerdings rückte zunehmend die insgesamt geringe „Dosis“ der Vater-Kind-Kontakte im herkömmlichen Rechtssystem in den Blick, und die Diskussion um eine geteilte Betreuung der Kinder durch beide getrennten Elternteile – die Frage des *Wechselmodells* – nahm Fahrt auf.

Dem Wechselmodell werden viele Vorteile gegenüber der Hauptbetreuung durch nur einen Elternteil zugeschrieben. Diese reichen von einer intensiveren Beziehung zum Vater über bessere Erwerbsmöglichkeiten für Mütter bis hin zu einem geringeren Konfliktniveau der Eltern (vgl. Sünderhauf 2013). Gemeint ist eine Betreuungsregelung, bei der die Kinder zu annähernd gleichen Teilen bei beiden getrennten Eltern wohnen. Von einem symmetrischen bzw. paritätischen Wechselmodell wird gesprochen, wenn die Kinder zu (annähernd) 50 Prozent bei jedem Elternteil leben. Andere Länder anerkennen auch ein asymmetrisches Wechselmodell, bei dem die Kinder

ungleiche, aber jeweils substanzielle Anteile der Zeit mit jedem Elternteil verbringen. In der Forschung werden auch Anteile zwischen 60:40 und 70:30 als asymmetrisches Wechselmodell betrachtet, während bei einem größeren Betreuungsanteil

eines Elternteils – meist der Mutter – ein sog. Residenzmodell vorliegt.

Das Wechselmodell wird vor allem praktiziert von Eltern, die über höhere sozioökonomische Ressourcen verfügen und besser kooperieren.

Selbst bei einer entsprechend weit gefassten Definition ist das Wechselmodell in Deutschland noch vergleichsweise wenig verbreitet. Der geschätzte

Anteil der Trennungsfamilien, die das Wechselmodell praktizieren, liegt zwischen fünf und zehn Prozent (vgl. Kalmijn 2015; Walper 2016). In anderen Ländern kam es in den vergangenen Jahrzehnten zu einer merklichen Zunahme geteilter Betreuung, so dass dort teilweise mehr als jede vierte Trennungsfamilie das Wechselmodell wählt (vgl. Poortman/van Gaalen 2017).

Wie in vielen anderen Ländern zeigt sich auch in Deutschland, dass das Wechselmodell häufiger gewählt wird, wenn beide Elternteile nahe zusammenleben, wenn sie über ein höheres Bildungsniveau verfügen und wenn die Eltern besser in der Kindererziehung kooperieren können (vgl. Langmeyer et al. 2022). Das Wechselmodell wird also selektiv praktiziert: vor allem von Eltern, die über höhere sozioökonomische Ressourcen verfügen, besser kooperieren und ein niedrigeres Konfliktniveau aufweisen, also ohnehin Vorteile für die Kinder bieten (vgl. Helms/Steinbach/Augustijn 2023).

Auch Familien, in denen die Väter vor der Trennung stärker in die Betreuung der Kinder involviert waren, wählen häufiger das Wechselmodell (vgl. Poortman/van Gaalen 2017). Um zu klären, ob das Wechselmodell zusätzlich zu einer Verbesserung der Familienbeziehungen beiträgt, sind demnach Längsschnittstudien unabdingbar.

Der geteilten Betreuung wird nicht zuletzt ein positiver Einfluss auf die Entwicklung und das Wohlergehen der Kinder zugeschrieben (vgl. Sünderhauf 2013). Im Vergleich zu Kindern, die im Residenzmodell primär durch einen Elternteil betreut werden, finden sich durchschnittlich eher Vorteile (vgl. Nielsen 2018), und mitunter ergeben sich selbst im Vergleich zu Kindern in Kernfamilien kaum Nachteile (vgl. Hagquist 2016). Befunde einer Meta-Analyse weisen jedoch darauf hin, dass sich die Vorteile geteilter Betreuung auf Familien mit stärker paritätisch geteilter Betreuung beschränken (50:50 bis max. 60:40) und insgesamt nur schwach ausgeprägt sind (vgl. Baudé/Pearson/Drapeau 2016). Oft waren Vorteile geteilter Betreuung auf andere Familienmerkmale wie die Beziehungsqualität zurückzuführen (vgl. Helms/Steinbach/Augustijn 2023), und mitunter ergaben sich kaum Unterschiede zwischen den verschiedenen Betreuungsregelungen für die Trennungskinder (vgl. Hjern et al. 2021). Nicht zuletzt ist es fraglich, ob das Wechselmodell für alle Eltern und Kinder gleichermaßen geeignet ist. So hat sich auch die Persönlichkeit der Kinder als relevant erwiesen, wobei sehr gewissenhafte und auch sehr extro-

vertierte Kinder weniger gut mit geteilter Betreuung zurechtzukommen scheinen (vgl. Sodermans/Matthijs 2014). Bislang beleuchten aber nur sehr wenige Studien solche differenziellen Effekte.

Deutsche Befunde zum Wohlbefinden von Kindern im Wechselmodell bietet u.a. die FAMOD-Studie, die zu jeweils gleichen Teilen Familien mit Wechselmodell und Familien mit Hauptbetreuung (Residenzmodell) einbezogen hat (vgl. Helms/Steinbach/Augustijn 2023). Es zeigte sich, dass Kinder im Wechselmodell im Durchschnitt besseres psychisches und physisches Wohlbefinden aufwiesen als Kinder in Familien mit Residenzmodell. Dies galt allerdings eher für ältere Kinder über 7 Jahren und nicht bei der jüngeren Altersgruppe. Zudem wurden Vorteile des Wechselmodells größtenteils durch die bessere Qualität der Familienbeziehungen beim Wechselmodell erklärt. Gab es jedoch im Wechselmodell stärkere Konflikte zwischen den Eltern, so erwiesen sie sich insbesondere bei diesem Betreuungsarrangement als schädlich für die Kinder. Auch Loyalitätskonflikte der Kinder gegenüber ihren Eltern hatten nur in Familien mit Wechselmodell einen negativen Einfluss auf die psychische Gesundheit der Kinder. Es liegt nahe, dass sich die Kinder durch die größere Nähe zu beiden Elternteilen weniger gut emotional von deren Konflikten distanzieren konnten. Auch Befunde der repräsentativen AID:A-Befragung zeigten, dass bei konflikthaftem Coparenting die Hyperaktivität bei Kindern in geteilter Betreuung erhöht war (vgl. Langmeyer et al. 2022).

Der Beschluss des Bundesgerichtshofes aus dem Jahr 2017 ist im Einklang mit solchen Befunden (vgl. Bundesgerichtshof 2017). Er legt fest, dass ein Wechselmodell auch gegen den Willen eines Elternteils gerichtlich angeordnet werden kann, soweit dies dem Kindeswohl entspricht. Voraussetzung ist eine hinreichende Kommunikations- und Kooperationsfähigkeit der Eltern sowie ein niedriges Konfliktniveau. Aktuell fehlt aber in Deutschland noch eine klare rechtliche Regelung geteilter Betreuung, insbesondere für Fälle asymmetrisch geteilter Betreuung.

Fazit

Eine Trennung der Eltern birgt für betroffene Kinder zahlreiche Herausforderungen, die ihre emotionale Sicherheit im Familiensystem gefährden können. Dazu zählt nicht nur der Verlust des täglichen Kontakts zu einem der beiden Elternteile – zumeist ist der Vater der getrenntlebende Elternteil. Auch Konflikte der Eltern, insbesondere über Angelegenheiten der Kinder, und selbst verdeckte Konflikte, die sich als Koalitionsdruck auf die Kinder äußern, beeinträchtigen die emotionale Sicherheit der Kinder und begünstigen damit die Entwicklung von Verhaltensauffälligkeiten, psychosomatischen Symptomen und insbesondere Belastungen der psychischen Gesundheit, allen voran Depressivität und Angststörungen.

Umso wichtiger sind präventive Angebote, die es Elternpaaren in der

Aktuell fehlt noch eine klare rechtliche Regelung geteilter Betreuung, insbesondere für Fälle asymmetrisch geteilter Betreuung.

Krise ermöglichen, ihre Trennungsgedanken auf den Prüfstand zu stellen und Chancen auf eine konstruktive Weiterführung ihrer Beziehung auszuloten. Nachteile einer Trennung müssen realistisch abgewogen werden und es ist wichtig, sich die Anforderungen an die Kooperation mit dem anderen Elternteil auch nach einer Trennung vor Augen zu halten. Ebenso wichtig sind Unterstützungsangebote für Trennungsfamilien, die es Eltern erleichtern, ihre Kinder gut durch die Trennung zu begleiten, ein möglichst kooperatives Verhältnis in der gemeinsamen Ausübung der Elternrolle zu entwickeln und für sich selbst eine positive Zukunftsperspektive zu entwickeln.

Solche Beratungs- und Gruppenangebote für Eltern und Kinder sind zumindest im städtischen Raum vielfach vorhanden, aber die Hürden zu deren Nutzung sind hoch. Mit der Entwicklung digitaler Angebote wurden wichtige Schritte unternommen, um diese Hürden abzubauen. Beispielhaft ist der Elternkurs „Kinder im Blick“ zu nennen, der nun auch online angeboten wird (<https://www.kinder-im-blick.de/jetzt-auch-im-online-format/>). Ein besonders niedrigschwelliges Angebot in Deutschland ist STARK, eine neue Online-Plattform, die Informationen für Paare mit Partnerschaftsproblemen sowie Eltern und Kinder in Trennungsfamilien bereit hält (www.stark-familie.info). Sie wurde von einem interdisziplinären Team entwickelt und bietet neben detaillierten Informationen zu juristischen und finanziellen Fragen anschauliche Informationen zur Stärkung der Partnerschaft, zur Gestaltung von Familienbeziehungen

in Trennungsfamilien und zur Bewältigung von trennungsbedingten Belastungen für Eltern und Kinder, teilweise mit Vertiefungsmöglichkeiten in einem Trainingsbereich. Auch Beratungsfachkräfte greifen auf diese Website zurück. Es ist zu hoffen, dass solche Angebote Orientierung in unsicheren Zeiten bieten.

Literatur

- Adamsons, Kari/Johnson, Sara K.** (2013): An updated and expanded meta-analysis of non-resident fathering and child well-being. In: *Journal of Family Psychology*, Jg. 27, H. 4, S. 589-599.
- Amato, Paul R.** (2001): Children of divorce in the 1990s: An update of the Amato and Keith (1991) meta-analysis. In: *Journal of Family Psychology*, Jg. 15, H. 3, S. 355-370.
- Amato, Paul R.** (2010): Research on divorce: Continuing trends and new developments. In: *Journal of Marriage and Family*, Jg. 72, H. 3, S. 650-666.
- Amato, Paul R.** (2014): The consequences of divorce for adults and children: An update. In: *Drustvena istrazivanja: Journal for General Social Issues*, Jg. 23, H. 1, S. 5-24.
- Amato, Paul R./Afifi, Tamara D.** (2006): Feeling Caught Between Parents: Adult Children's Relations With Parents and Subjective Well-Being. In: *Journal of Marriage and Family*, Jg. 68, H. 1, S. 222-235.
- Baude, Amandine/Pearson, Jessica/Drapeau, Sylvie** (2016): Child adjustment in joint physical custody versus sole custody: A meta-analytic review. In: *Journal of Divorce & Remarriage*, Jg. 57, H. 5, S. 338-360.
- Bream, Victoria/Buchanan, Ann** (2003): Distress among children whose separated or divorced parents cannot agree arrangements for them. In: *British Journal of Social Work*, Jg. 33, H. 2, S. 227-238.

- Bundesgerichtshof** (2017): Anordnung des Wechselmodells durch Umgangsregelung des Familiengerichts. Beschluss vom 1. Februar 2017 – XII ZB 601/15, Nr. 25. <https://juris.bundesgerichtshof.de/cgi-bin/rechtsprechung/document.py?Gericht=bgh&Art=en&Datum=Aktuell&anz=1&pos=0&nr=77517&linked=pm&Blank=1> (zuletzt aufgerufen am 28.07.2023).
- Cherlin, Andrew J./Chase-Lansdale, P. L./McRae, Christine** (1998): Effects of parental divorce on mental health throughout the life course. In: *American Sociological Review*, Jg. 63, H. 2, S. 239-249.
- Cummings, E. M. et al.** (2012): Interparental conflict in kindergarten and adolescent adjustment: Prospective investigation of emotional security as an explanatory mechanism. In: *Child Development*, Jg. 83, H. 5, S. 1703-1715.
- Davies, Patrick T. et al.** (2002): Child emotional security and interparental conflict. In: *Child Emotional Security and Interparental Conflict*, Jg. 67, H. 3, i-viii+1-127.
- Drapeau, Sylvie et al.** (2009): Post-separation conflict trajectories: A longitudinal study. In: *Marriage & Family Review*, Jg. 45, H. 4, S. 353-373.
- Eurostat** (2023): Marriage and divorce statistics. https://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php?title=Marriage_and_divorce_statistics#Fewer_marriages.2C_fewer_divorces (zuletzt aufgerufen am 28.07.2023).
- Hagquist, Curt** (2016): Family residency and psychosomatic problems among adolescents in Sweden: The impact of child-parent relations. In: *Scandinavian Journal of Public Health*, Jg. 44, H. 1, S. 36-46.
- Harold, Gordon T./Sellers, Ruth** (2018): Annual Research Review: Interparental conflict and youth psychopathology: An evidence review and practice focused update. In: *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, Jg. 59, H. 4, S. 374-402.
- Helms, Tobias/Steinbach, Anja/Augustijn, Lara** (2023): Joint physical custody in Germany: legal framework and results of the Family Models in Germany (FAMOD) study. In: *International Journal of Law, Policy and The Family*, Jg. 37, H. 1.
- Hetherington, E. M./Kelly, John** (2003): Scheidung. Die Perspektiven der Kinder. Weinheim.
- Hjern, Anders et al.** (2021): Mental health in schoolchildren in joint physical custody: A longitudinal study. In: *Children* (Basel, Switzerland), Jg. 8, H. 6.
- Kalmijn, Matthijs** (2015): Father-child relations after divorce in four European countries: Patterns and determinants. In: *Comparative Population Studies*, Jg. 40, H. 3.
- Lamela, Diogo et al.** (2016): Typologies of post-divorce coparenting and parental well-being, parenting quality and children's psychological adjustment. In: *Child Psychiatry and Human Development*, Jg. 47, H. 5, S. 716-728.
- Langmeyer, Alexandra N. et al.** (2022): Post-separation physical custody arrangements in Germany: Examining sociodemographic correlates, parental coparenting, and child adjustment. In: *Social Sciences*, Jg. 11, H. 3, S. 114.
- Liefbroer, Aart C./Dourleijn, Edith** (2006): Unmarried cohabitation and union stability: testing the role of diffusion using data from 16 European countries. In: *Demography*, Jg. 43, H. 2, S. 203-221.
- Nair, Hira/Murray, Ann D.** (2005): Predictors of attachment security in preschool children from intact and divorced families. In: *The Journal of Genetic Psychology*, Jg. 166, H. 3, S. 245-263.
- Nielsen, Linda** (2018): Joint versus sole physical custody: Children's outcomes independent of parent-child relationships, income, and conflict in 60 studies. In: *Journal of Divorce & Remarriage*, Jg. 59, H. 4, S. 247-281.
- Poortman, Anne-Rigt/van Gaalen, Ruben** (2017): Shared residence after separation: A review and new findings from the Netherlands. In: *Family Court Review*, Jg. 55, H. 4, S. 531-544.
- Sodermans, An K./Matthijs, Koen** (2014): Joint physical custody and adolescents' subjective well-being: A personality $\times$ environment inter-

action. In: Journal of Family Psychology, Jg. 28, H. 3, S. 346-356.

Sünderhauf, Hildegund (2013): Wechselmodell: Psychologie – Recht – Praxis: Abwechselnde Kinderbetreuung durch Eltern nach Trennung und Scheidung. Wiesbaden.

Walper, Sabine (2016): Arrangements elterlicher Fürsorge nach Trennung und Scheidung: Das Wechselmodell im Licht neuer Daten aus Deutschland. In: Brühler Schriften zum Familienrecht, Jg. 21, S. 99-143.

Walper, Sabine/Amberg, Stefanie/Langmeyer, Alexandra N. (2020): Familien mit getrennten Eltern. In: Ecarius, Jutta/Schierbaum,

Anja (Hrsg.): Handbuch Familie. Gesellschaft, Familienbeziehungen und differentielle Felder. Wiesbaden, S. 1-19.

Walper, Sabine/Beckh, Katharina (2006): Adolescents' development in high-conflict and separated families: Evidence from a German longitudinal study. In: Clarke-Stewart, Alison/Dunn, Judy (Hrsg.): Families count: Effects on child and adolescent development, S. 238-270.

Zimmermann, Janin et al. (2023): Belastungen von Kindern in Trennungsfamilien mit familiengerichtlichen Konflikten. In: Praxis der Rechtspsychologie, Jg. 33, H. 1, S. 79-96.

Sabine Walper

Prof. Dr. Sabine Walper ist seit 2021 Direktorin des Deutschen Jugendinstituts München mit Professur an der LMU München. Die Arbeitsschwerpunkte der Psychologin liegen in der Familien-, Bildungs- und Armutsforschung, insbesondere in der Forschung zu Wohlbefinden und Entwicklung von Kindern und Jugendlichen in unterschiedlichen Familienformen. Sie engagiert sich in mehreren Fachgesellschaften und ist unter anderem Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat für Familienfragen, der das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend in allen Fragen der Familienforschung und -politik berät.



Julia Reim

Julia Reim, M.A., arbeitet als Wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut München sowie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im deutschen Beziehungs- und Familienpanel „pairfam“ an der LMU München. Die wichtigsten Arbeitsschwerpunkte der Soziologin und Kriminologin sind unter anderem Trennungs- und Scheidungsforschung, quantitative Familienforschung sowie Gewaltforschung.



Kinder- und Jugendarmut in einem reichen Land

Ein strukturelles Problem mit weitreichenden Konsequenzen

Von Irina Volf und Simone Habelt

Kinder- und Jugendarmut ist ein weit verbreitetes Phänomen in Deutschland – drei Millionen Kinder und Jugendliche wachsen in Armut auf. Kinderarmut bedeutet zunächst immer Familienarmut. Haushalte mit geringer Erwerbsbeteiligung, Alleinerziehende, Familien mit drei und mehr Kindern haben ein erhöhtes Risiko, in Armut zu leben. Armut entsteht in Folge komplexer politischer Entscheidungen, unter anderem in der Steuer-, Arbeitsmarkt- und Familienpolitik. Um Ursachen von Kinderarmut effektiv zu beseitigen, ist die Einführung einer Kindergrundsicherung, die ihren Namen verdient, unabdingbar.

Während absolute Armut existenzielle Notlagen (wie Nahrungsmangel und Obdachlosigkeit) umfasst, verdeutlicht das Konzept der relativen Armut, dass Armut in wohlhabenden Gesellschaften nicht erst bei existenzieller Not beginnt, sondern Ausschluss und mangelnde Teilhabe in einer Gesellschaft bedeutet. Als armutsgefährdet gelten demnach „Einzelpersonen, Familien und Personengruppen, die über so geringe (materielle, kulturelle und soziale) Mittel verfügen, dass sie von der Lebensweise ausgeschlossen sind, die in dem Mitgliedsstaat, in dem sie leben, als Minimum hinnehmbar ist“ (Europäischer Rat 1983). Von relativer Einkommensarmut sind Menschen betroffen, wenn einem Haushalt weniger als

60 Prozent des mittleren bedarfsgewichteten Nettoeinkommens der Bevölkerung in Privathaushalten zur Verfügung stehen (inklusive Wohngeld, Kindergeld, Transferleistungen etc.).

Im Jahr 2021 lag die Armutsgefährdungsgrenze in Deutschland beispielweise bei einer erwachsenen alleinlebenden Person bei 1.145 Euro; bei einer Familie mit zwei Erwachsenen und zwei Kindern unter 14 Jahren bei 2.405 Euro netto pro Monat (vgl. Der Paritätische Gesamtverband 2023: 33). In den letzten 15 Jahren stieg der Anteil der von relativer Einkommensarmut Betroffenen in Deutschland langsam, aber stetig an und erreichte im Jahr 2021 einen neuen Höchststand: Insgesamt 14,1 Milli-

onen Menschen (16,6 %) und davon rund drei Millionen (21,3 %) Kinder und Jugendliche sind in Deutschland arm oder armutsgefährdet. Dies sind mehr als jede fünfte Person unter 18 Jahren.

Kinderarmut ist kein individuelles Scheitern oder ein Resultat unterschiedlicher Leistung, sondern ein gesellschaftliches Problem.

Von Armut besonders häufig betroffen sind allerdings junge Menschen im Alter von 18 bis 25 Jahren (25,8 %) (vgl. Der Paritätische Gesamtverband 2023).

Durch eine exorbitante Inflation und Preissteigerungen infolge des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine verschärft sich das Problem der Kinder- und Jugendarmut seit Februar 2022 weiter (vgl. Bertelsmann Stiftung 2023).

Für Kinder und Jugendliche bedeutet ein Aufwachsen in Armut mehr als ein Mangel an Geld. Für sie stellt Armut eine prägende Lebensbedingung dar, die zu Benachteiligungen auf materieller, kultureller, sozialer und gesundheitlicher Ebene führt und Spuren bis ins Erwachsenenalter hinterlässt. Sie wohnen oft beengt, haben seltener einen Rückzugsort oder ruhigen Ort zum Lernen und können seltener Freundinnen und Freunde nach Hause einladen. Sie sind seltener in Vereinen aktiv und können seltener ihren Hobbys nachgehen. Sie kommen Einladungen zu Geburtstagen oft nicht nach, weil sie kein Geld für ein Geschenk haben. Häufig empfinden sie Schamgefühle und müssen Ausreden erfinden, weil sie an vielen Aktivitäten aus finanziellen Gründen nicht partizipieren können (vgl. Laubstein et al. 2016; Volf et al. 2019; Volf et al. 2023).

Strukturelle Ursachen von Familien- und Kinderarmut

Kinderarmut wird vor allem durch die Einkommenssituation der Familien erklärt. Lebensereignisse wie der Tod des Haupternährers, die Erwerbslosigkeit eines oder beider Elternteile, die Trennung oder die Scheidung der Eltern können dazu führen, dass Familien die finanzielle Sicherheit von heute auf morgen verlieren und verarmen. Jedoch sind diese Auslöser nicht die Ursachen von Kinderarmut (vgl. Butterwegge 2010). Entscheidend ist vielmehr, inwieweit Familien an ein auskömmliches Einkommen gelangen und gegen verschiedene Risiken im Sozialstaat abgesichert sind. Kinderarmut ist damit kein individuelles Scheitern oder ein Resultat unterschiedlicher persönlicher Leistung(sbereitschaft), sondern ein gesellschaftliches Problem und eine Ausprägung sozialer Ungleichheit (vgl. Butterwegge/Butterwegge 2021). Im folgenden Abschnitt werden zentrale strukturelle Ursachen von Kinderarmut aus den Bereichen der Arbeitsmarkt-, Steuer- und Familienpolitik thematisiert.

Arbeitsmarktpolitik

Erwerbsarbeit schützt nicht automatisch vor Armut. Während 5,5 Prozent von 14,1 Millionen von Armutsbetroffenen erwerbslos sind, sind rund 26,8 Prozent erwerbstätig und 67,7 Prozent stehen als Nichterwerbspersonen (Rentnerinnen und Rentner, Kinder und Jugendliche, kranke Personen, pflegende Angehörige etc.) dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung (vgl. Der Paritätische

Gesamtverband 2023: 16). Sie sind arm, weil ihr Einkommen unter der Armutsschwelle liegt und für sie und ggf. ihre Familien nicht ausreicht. So bezeichnet Butterwegge (2010: 37) als eine zentrale Ursache für Kinderarmut die Auflösung des „Normalarbeitsverhältnisses“ zugunsten atypischer Beschäftigung und einer Zunahme des Niedriglohnsektors. Zwischen 1995 und 2018 ist der Anteil der im Niedriglohnsektor¹ Beschäftigten in Deutschland von 16,9 auf 21,8 Prozent angestiegen und unterscheidet sich erheblich in Ost- und Westdeutschland (31,9 % vs. 19,8 %) (vgl. Kalina/Weinkopf 2020). Entsprechend nahmen atypische Beschäftigung, wie Befristung, Zeitarbeit, Minijobs und Selbstständigkeit, kontinuierlich zu. Diese Entwicklung ist „das Produkt politischer Entscheidungen, die die Gestalt der Erwerbsarbeit und damit zusammenhängende Erwerbs- und Lebensverläufe beeinflussen und verändern – und zwar durch eine schrittweise politische Deregulierung des Arbeitsmarktes, die mit dem Beschäftigungsförderungsge-

setz 1996 begonnen hat und die mit der Durchsetzung des Reformpakets „Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ (der sogenannten „Hartz-Gesetze“) und der Einführung des SGB II (Sozialgesetzbuch II) Anfang 2005 ihren bisherigen Höhepunkt fanden“ (Grimm 2022: 234). In ihrer Analyse der Niedriglohnbeschäftigten zeigen Kalina und Weinkopf (2020: 13) auf, dass es sich dabei nicht um besonders benachteiligte Gruppen, sondern um Kerngruppen der Beschäftigten handelt:

„Die Mehrheit der Niedriglohnbeschäftigten in Deutschland waren auch im Jahr 2018 Personen mit einem deutschen Pass (81,2 %), unbefristet Beschäftigte (fast 77 %), Beschäftigte mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung (64,6 %), Frauen (61,5 %) und Beschäftigte zwischen 25 und 54 Jahren mit gut 60 %. [...] Gut 39 % der Niedriglohnbeschäftigten waren in Vollzeit tätig, 26,5 % arbeiteten in sozialversicherungspflichtiger Teilzeit und gut 34 % in einem Minijob. Damit war die überwiegende Mehrheit der Niedriglohnbeziehenden (rund zwei Drittel) sozialversicherungspflichtig beschäftigt.“

¹ „Die Niedriglohnquote gibt den Anteil der Beschäftigungsverhältnisse an, die mit weniger als 60 % des mittleren Bruttostundenverdienstes (Median) aller Beschäftigungsverhältnisse in einem Land entlohnt werden. In Deutschland lag die Niedriglohngrenze im April 2022 bei einem Bruttoverdienst von 12,50 Euro pro Stunde. 2022 wurden hierzulande in 19 % aller Beschäftigungsverhältnisse Niedriglohn gezahlt. Das war fast jeder fünfte Job. Der Anteil ist im Vergleich zu 2018 (21 %) gesunken“ (vgl. Statistisches Bundesamt 2023).

Ehegattensplitting

Ein großer Teil der monetären staatlichen Leistungen für Familien ist im Einkommenssteuerrecht verortet und zielt darauf ab, bestimmte Lebensmodelle finanziell zu begünstigen. So wird in Deutschland seit den 1970er Jahren das Ernährermode- ll aus männlichem Alleiner-

nährer und Ehefrau, die unbezahlte häusliche Sorge- und Erziehungsarbeit übernimmt, staatlich durch das sogenannte Ehegattensplitting² abgesichert. Alleinverdiener-Ehen sowie Ehen mit einem Zuverdiener-Modell werden dadurch finanziell privilegiert, doppelt erwerbstätige Ehepaare benachteiligt. Im Ergebnis schafft dieses Verfahren negative Anreize für (meist) Frauen hinsichtlich der Erwerbsbeteiligung und erhöht die Wahrscheinlichkeit, von Armut im späteren Lebensverlauf – insbesondere im Fall einer Scheidung und im Alter – betroffen zu werden. Da das klassische Familien- bzw. Ernährermodell an Bedeu-

tung verliert und Familienmodelle zunehmend diverser werden (wie Ein-Eltern-Familien, Patchwork-Familien, unverheiratete Eltern, partnerschaftliche Lebensführung), kann die Steigerung der Kinderarmut teilweise dadurch erklärt werden, dass diverse Familienformen wohlfahrtsstaatlich weniger als das klassische Ernährermodell abgesichert sind (vgl. Butterwegge 2010; Bach et al. 2020).

Die Besteuerung von Alleinerziehenden verdeutlicht im nachfolgenden Beispiel die entstehende Ungerechtigkeit: „Eine alleinerziehende Mutter mit 60.000 Euro zu versteuernden Einkommen zahlt 15.242 Euro an Steuern. Ein verheiratetes Paar mit dem gleichen Einkommen, bei dem der Mann 60.000 Euro verdient und die Frau nicht arbeitet, zahlt dagegen lediglich nur 9.400 Euro an Steuern – also 5.842 Euro weniger“ (Fratzschner 2023). Die Ursachen, warum Alleinerziehende mit 42,3 Prozent besonders stark von Armut betroffen sind (vgl. Der Paritätische Gesamtverband 2023: 5), liegen darüber hinaus darin, dass etwa die Hälfte von allen Alleinerziehenden (meist Mütter) keinen Unterhalt für ihre Kinder von unterhaltspflichtigen Partnern (meist Männern) erhalten und selbst durch familiäre Sorgearbeit keine Vollzeiterwerbstätigkeit übernehmen können (vgl. Hartmann 2014). Alleinerziehende sind daher verstärkt auf staatliche finanzielle Entlastung, eine ganztägige Betreuungsinfrastruktur, flexible Arbeitszeiten und Möglichkeiten zur mobilen Arbeit (z. B. Homeoffice) angewiesen (vgl. Lenze 2021).

² „Das Splittingverfahren bei der Einkommensteuer bedeutet, dass die Einkommen von zusammen veranlagten Ehepaaren addiert werden und jeder Partner beziehungsweise jede Partnerin die Hälfte davon versteuert. Dadurch entstehen bei ungleichen Einkommen der PartnerInnen aufgrund des progressiven Steuertarifs Steuervorteile. Der Splittingvorteil ist umso höher, je größer die Einkommensunterschiede zwischen den PartnerInnen sind und je höher das gemeinsame steuerpflichtige Einkommen ist. [...] Männer erzielen als Arbeitnehmer in Vollzeit 2020 aus ihren Arbeitseinkommen ein durchschnittliches zu versteuerndes Einkommen von 45 000 Euro. Für Alleinverdiener-Paare resultiert daraus im Jahr 2021 ein Splittingvorteil von immerhin 4 237 Euro, der Solidaritätszuschlag wird 2021 auf diese Einkommen nicht mehr erhoben. Dieser Splittingvorteil sinkt allerdings zügig bei eigenen Einkommen des oder der Zweitverdienenden: Erzielt er oder sie 10 000 Euro im Jahr, sinkt der Vorteil auf 1 456 Euro im Jahr, bei 20 000 Euro sind es nur noch 654 Euro im Jahr“ (Bach et al. 2020: 787).

Steuerbelastung von Mehrkindfamilien

Eine weitere Familienform, für die sich Ungleichheiten aus der Steuer- und Familienpolitik ergeben, sind Familien mit zwei Erwachsenen und Kindern. So sind zum Beispiel Familien mit zwei Kindern zu 11,3 Prozent und mit drei Kindern oder mehr zu 32,3 Prozent von Armut betroffen (vgl. Der Paritätische Gesamtverband 2023: 17). Durch einen steuerrechtlichen Familienlastenausgleich wird in erster Linie darauf abgezielt, einen Ausgleich zwischen Familien und kinderlosen Haushalten und damit einen Ausgleich auf horizontaler Ebene zu gewährleisten. In der Praxis wird allerdings deutlich, dass die Sozialversicherungsabgaben nicht an die Anzahl der Kinder angepasst werden und sich stark auf das frei verfügbare Einkommen in Familien auswirken (vgl. Deutscher Familienverband 2022). Damit geraten selbst Familien mit einem Durchschnittseinkommen nach Abzügen der Versicherungen unter das Existenzminimum für die einzelnen Familienmitglieder: Im Jahr 2022 fehlten einer Familie mit einem durchschnittlichen jährlichen Bruttoeinkommen von 38.901 Euro monatlich bei zwei Kindern 206 Euro, bei drei Kindern 680 Euro, bei vier Kindern 1.129 Euro und bei fünf Kindern 1.578 Euro ihres staatlich definierten Existenzminimums (ebd.). Somit sind betroffene Familien berechtigt, staatliche Mindestsicherungsleistungen in Anspruch zu nehmen.

Kinderzuschlag

Um Familien mit einem niedrigen Einkommen unabhängig vom Bürgergeld (bis 2022 Arbeitslosengeld

II oder ALG II) zu machen bzw. den Bezug des Bürgergelds zu vermeiden, wurde im Jahr 2005 ein sogenannter Kinderzuschlag³ im Zuge der Reformen zur Modernisierung des Arbeitsmarktes („Hartz-Reformen“) eingeführt. Der Bezug des Kinderzuschlags ermöglicht zudem, dass die Familien weitere Vergünstigungen, wie die Übernahme von Kinderbetreuungskosten oder Leistungen für Bildung und Teilhabe (BuT), die beispielsweise Schulbedarfe, Schulmittagessen oder Lernförderung abdecken sollen, in Anspruch nehmen können. Auch wenn die Inanspruchnahme dieser Leistung von 121.500 Familien im Jahr 2005 auf 304.000 Familien zum Ende

2022 angestiegen ist, schätzen die Expertinnen und Experten ein, dass etwa 65 Prozent der berechtigten Kinder – das sind etwa 1,5 Millionen Kinder – diese Leistung faktisch nicht in Anspruch nehmen (vgl. Jackwerth-Rice 2023). Die hohe Nichtinanspruchnahme lässt sich durch mangelnde Kenntnis der Anspruchsberechtigten, bürokratische Hürden, den engen Einkommensbereich, in dem die Leistung gewährt wird, und die hohen Transferentzugsraten bei zusätzlichen Einkünften erklären (vgl. ebd.; Baisch et al. 2023). Insbesondere

Alleinerziehende sind verstärkt u.a. auf staatliche finanzielle Entlastung und ganztägige Betreuungsinfrastuktur angewiesen.

³ Der Kinderzuschlag ist im § 6a Bundeskindergeldgesetz (BKGG) geregelt. Ab dem Jahr 2023 liegt der Kinderzuschlag bei maximal 250 Euro pro Kind pro Monat und muss von den Berechtigten alle sechs Monate beantragt werden.

dere bei Alleinerziehenden sind die zum Teil wechselseitigen Anrechnungen von Unterhalts- und Wohngeldleistungen, Kinderzuschlag und/oder Grundsicherungsleistungen sehr komplex und schwer zu verstehen.

Kinderfreibetrag

Eine weitere Ungleichheit für Kinder aus Familien mit niedrigem und hohem Einkommen, die im Steuerrecht verankert ist, stellt die steuerliche

Eine Erhöhung des Kindergeldes führt zu einer Entlastung von kommunalen Kassen und nicht der Familien, die dies am nötigsten haben.

Entlastung durch das Kindergeld bzw. des Kinderfreibetrags dar. Während die Höhe des Kindergeldes seit Januar 2023 bei 250 Euro für jeweils die ersten zwei Kinder liegt, liegt die maximale Entlas-

tungswirkung des steuerlichen Kinderfreibetrags bei Familien mit hohem Einkommen bei 354 Euro pro Kind im Monat. Bei Familien mit einem Bezug von Mindestsicherungsleistungen wird das Kindergeld als Einkommen des Kindes betrachtet und sogar komplett auf die Leistungen angerechnet. Im Ergebnis führt eine Erhöhung des Kindergeldes zu einer Entlastung von kommunalen Kassen und nicht der Familien, die dies am nötigsten haben.

Bürgergeld

Neben der Gestaltung von (existenzsichernder) Erwerbsarbeit und der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Sorgearbeit spielen staatliche Mindestsicherungsleistungen eine wichtige Rolle bei der Bekämpfung von (Kinder-)Armut. Armut wird durch den Staat direkt durch Transferzahlungen bekämpft, die ein Existenzmi-

nimum und ein menschenwürdiges Dasein ermöglichen sollen. Durch das Bürgergeld-Gesetz, das zum Jahresbeginn 2023 Hartz IV abgelöst hat, wurde eine Reform der Grundsicherung für Arbeitsuchende angestrebt. Dabei wurde u. a. der Regelsatz für alleinstehende Leistungsempfängerinnen und -empfänger um 53 Euro auf 502 Euro pro Monat angehoben. Infolge der Inflation sind die Lebensunterhaltungskosten im Jahr 2023 weiterhin gestiegen. Um ein Existenzminimum zu gewährleisten, wird der Regelsatz ab 2024 um zwölf Prozent auf 563 Euro erhöht. Im Jahr 2023 bezogen durchschnittlich rund 5,8 Millionen Personen aus 2,9 Millionen Haushalten in Deutschland Bürgergeld (vgl. Statistisches Bundesamt 2023). Von Akteuren aus der Wissenschaft und Zivilgesellschaft wird allerdings kritisiert, dass die Regelbedarfe weder sachgerecht noch bedarfsdeckend berechnet werden und die weiterhin bestehenden Zugangshürden dafür sorgen, dass diese sozialpolitische Leistung einen Großteil der Anspruchsberechtigten nicht erreicht (vgl. Bündnis Kindergrundsicherung 2023; Bertelsmann Stiftung 2023). So wird die Nicht-Inanspruchnahme bei der Grundsicherung für Arbeitsuchende auf 37 Prozent geschätzt (vgl. Baisch et al. 2023: 21). Da diese Quote in keiner Statistik erfasst werden kann, wird die Nichtinanspruchnahme als „verdeckte Armut“ bezeichnet. Gründe dafür sind vielfältig und umfassen organisatorische und bürokratische Hürden, Angst vor Stigmatisierung, Scham und Unkenntnis über den Hilfeanspruch (vgl. Friedrichsen/Schmacker 2019).

Tabelle 1: Musterrechnungen für Haushalte im Niedriglohnsektor sowie beim Bezug von Bürgergeld

	Beschäftigung im Niedriglohn- sektor Stand: 2022	Bezug von Bürgergeld Stand: 2023	Relative Armut 2022
Arbeitnehmer*in, alleinstehend, ein Verdienst (38h-Woche, Mindestlohn von 12 Euro) Arbeitnehmer*in, alleinstehend, ein Verdienst (38h-Woche, Mindestlohn von 12 Euro) Arbeitnehmer*in, alleinstehend, ein Verdienst (38h-Woche, Mindestlohn von 12 Euro) Arbeitnehmer*in, alleinstehend, ein Verdienst (38h-Woche, Mindestlohn von 12 Euro)	Brutto: 1.976 Euro Netto: 1.527 Euro Wohngeld: 56 Euro Verfügbares Einkom- men: 1.583 Euro	Regelsatz: 502 Euro Warmmiete: 411 Euro Verfügbares Einkom- men: 913 Euro	1.189 Euro
Paar, 2 Kinder (8 + 12 Jahre alt), ein Verdienst (38h-Woche, Mindestlohn von 12 Euro)	Brutto: 1.976 Euro Netto: 1.578 Euro Kindergeld: 500 Euro Kinderzuschlag: 500 Euro Wohngeld: 628 Euro Verfügbares Einkom- men: 3.206 Euro	Regelsatz: 1.598 Euro Warmmiete: 770 Euro Verfügbares Einkom- men: 2.368 Euro	2.498 Euro
Alleinerziehende, 1 Kind (12 Jahre alt), ein Verdienst (28,5h- Woche, Mindestlohn von 12 Euro)	Brutto: 1.482 Euro Netto: 1.219 Euro Kindergeld: 250 Euro Kinderzuschlag: 250 Euro Wohngeld: 405 Euro Verfügbares Einkom- men: 2.124 Euro	Regelsatz: 850 Euro Mehrbedarf: 60 Euro Warmmiete: 560 Euro Verfügbares Einkom- men: 1.470 Euro	1.546 Euro

Quelle: DGB 2023. Für Armutsschwellen vgl. Statistische Ämter des Bundes und der Länder 2023. Eigene Darstellung.

Mindestlohn, Bürgergeld und relative Armut

Schließlich verdeutlichen die Musterrechnungen des Deutschen Gewerkschaftsbunds, wie sich die Einkommenssituationen der Alleinstehenden, Alleinerziehenden und vierköpfigen Familien – zwei Erwachsene und zwei Kinder (acht und zwölf Jahre alt) – unterscheiden würden, wenn die Familien im Niedriglohnsektor arbeiten und/oder staatliche Mindestsicherungsleistungen beziehen. Dabei werden

das ab 2023 geltende erhöhte Kindergeld, der erhöhte Kinderzuschlag, der erhöhte steuerliche Grundfreibetrag sowie die Wirkungen des Wohngeld-Plus-Gesetzes berücksichtigt. Nach-

folgend werden diese Berechnungen in Bezug auf relative Armut gesetzt.

Der Vergleich verdeutlicht, dass das Einkommen einer alleinstehenden Person, die in Vollzeit im Niedriglohnsektor erwerbstätig ist, sowohl über der Höhe des Bürgergelds als auch über der Armutschwelle liegt und für den Lebensunterhalt ausreichen würde. Wenn eine alleinerziehende Person mit einem unter 14-jährigen Kind im Niedriglohnsektor 28,5 Stunden pro Woche erwerbstätig sein würde, würde die Einkommenshöhe knapp an der Grenze des Bürgergelds und knapp unter dem Niveau der relativen Armut liegen. Erst mit der Inanspruchnahme des Kinderzuschlags und des Wohngelds würde sich die Situation dieser Familienform um

655 Euro pro Monat verbessern. Auch die Situation der Familien mit zwei Kindern und einem Hauptverdiener in Vollzeit würde sich erheblich nur mit der Inanspruchnahme des Kinderzuschlags und des Wohngelds verbessern. Ohne diese Transferleistungen bietet sogar der Bezug von Bürgergeld einen Vorteil in Höhe von knapp 200 Euro im Monat. Im Vergleich zeigt sich des Weiteren, dass die Haushalte, die Bürgergeld beziehen, stets unter der Schwelle der relativen Armut leben und Haushalte, die im Niedriglohnsektor erwerbstätig sind, zwingend auf die staatliche Unterstützung angewiesen sind, um die Einkommensarmut zu vermeiden. Werden ihnen zustehende Leistungen nicht in Anspruch genommen, so rutschen die Familien und Kinder zwangsläufig in den Armutsbereich.

Ausblick: Kindergrundsicherung gegen Kinderarmut

Die dargestellten Zusammenhänge zwischen den geltenden Regularien im Steuer-, Sozial- und Unterhaltsrecht, fehlender Inanspruchnahme sozialpolitischer Leistungen und nicht bedarfsdeckender Höhe der finanziellen Absicherung verdeutlichen, warum die Kinderarmutsquote in Deutschland seit Jahren auf hohem Niveau verharret. Dabei stellt die Realisierung des Grundrechts auf die Gewährleistung eines menschenwürdigen Existenzminimums eine der zentralen Aufgaben des sozialen Rechtsstaates dar, die in Artikeln 1, 20 und 28 im Grundgesetz verankert ist. Da das Existenzminimum für Kinder und Jugendliche in unterschied-

Die Realisierung des Grundrechts auf ein menschenwürdiges Existenzminimum ist eine zentrale Aufgaben des sozialen Rechtsstaats.

lichen Rechtskreisen, und zwar im Unterhaltsrecht, im Sozial- und Steuerrecht unterschiedlich definiert wird, verstetigen sich die Ungleichheiten und lassen sich nur schwer beseitigen. Daher fordern zahlreiche Akteure aus der Wissenschaft und der Zivilgesellschaft seit Jahren die Einführung einer Kindergrundsicherung (vgl. Deutscher Verein 2023a, Bündnis Kindergrundsicherung 2023), die drei zentrale Veränderungen mit sich bringen sollte. Diese sind: (1) eine Neuberechnung eines kindlichen bedarfsdeckenden Existenzminimums, (2) eine sozial gestaffelte Gestaltung der Leistungen, die allen Kindern und Jugendlichen gewährt wird, (3) die Leistungserbringung als eine Bringschuld des Staates und so organisiert, dass die Familien die ihnen zustehenden Leistungen mit möglichst wenig Aufwand und wie aus einer Hand erhalten. Im Ergebnis sollen sich aus dieser Reform ein finanzieller Mehrwert für Familien und eine organisatorische Entlastung sowohl für die Familien als auch die Verwaltungsstrukturen ergeben.

Im Koalitionsvertrag 2021-2025 der Ampelregierung wurde die Einführung der Kindergrundsicherung zur Verbesserung der Chancen für Kinder und Jugendliche sowie zur wirksamen Bekämpfung von Kinderarmut vereinbart. Im Sommer 2023 legte das zuständige Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) einen Referentenentwurf des Gesetzes vor. Viele zivilgesellschaftliche Organisationen und Zusammenschlüsse reagierten darauf mit scharfer Kritik: All dem, was zur Verbesserung der Lebenslagen von Kindern, Jugend-

lichen und Familien, die von Armut betroffen oder bedroht sind, wird der Referentenentwurf nicht gerecht (vgl. Deutscher Verein 2023b). Das Bundesjugendkuratorium (2023) als zentrales Beratungsgremium der Bundesregierung in der Kinder- und Jugendpolitik schlussfolgerte in seinem Zwischenruf: „Eine ressortübergreifende kinder- und jugendpolitische Strategie der Bundesregierung ist gegenwärtig nicht zu erkennen. Auch das erhoffte Signal oder gar ein Systemwechsel in der Bekämpfung von Kinder- und Jugendarmut ist mit dem Referentenentwurf zur Kindergrundsicherung ausgeblieben.“

Literatur

Bach, Stefan/Fischer, Björn/Haan, Peter/Wrohlich, Katharina (2020): Reform des Ehegattensplittings. Realsplitting mit niedrigem Übertragungsbetrag ist ein guter Kompromiss. In: DIW Wochenbericht, Jg. 87, H. 41, S. 785-794.

Baisch, Benjamin/Müller, Dagmar/Zollner, Corinna/Castiglioni, Laura/Boll, Christina (2023): Barrieren der Inanspruchnahme monetärer Leistungen für Familien. Deutsches Jugendinstitut. https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2023/DJI_Barrieren_der_Inanspruchnahme_2023.pdf (zuletzt aufgerufen am 29.08.2023).

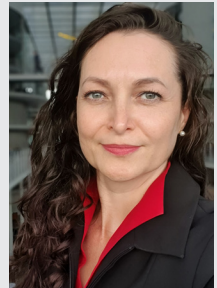
Bertelsmann Stiftung (2023): Factsheet Kinder- und Jugendarmut in Deutschland. <https://www.bertelsmann-stiftung.de/en/publications/publication/did/factsheet-kinder-und-jugendarmut-in-deutschland> (zuletzt aufgerufen am 03.05.2023).

- Bündnis Kindergrundsicherung** (2023): Kinder brauchen mehr! Unser Vorschlag für eine Kindergrundsicherung. Deutscher Kinderschutzbundesverband. Berlin. https://kinderarmut-hat-folgen.de/wp-content/uploads/2023/04/Konzept-Kindergrundsicherung_04_2023_web.pdf (zuletzt aufgerufen am 28.08.2023).
- Bundesjugendkuratorium** (2023): Zwischenruf des Bundesjugendkuratoriums. Es ist keine kinder- und jugendpolitische Strategie der Bundesregierung gegen Kinder- und Jugendarmut erkennbar. <https://bundesjugendkuratorium.de/data/pdf/Zwischenruf%20des%20Bundesjugendkuratoriums%20Kinder-%20und%20Jugendarmut%20070923.pdf> (zuletzt aufgerufen am 08.09.2023)
- Butterwegge, Christoph** (2010): Kinderarmut in einem reichen Land. In: FORUM für Kinder und Jugendarbeit, Jg. 2010, H. 3, S. 36-38.
- Butterwegge, Carolin/Butterwegge, Christoph** (2021): Kinder der Ungleichheit: Wie sich die Gesellschaft ihrer Zukunft beraubt. Frankfurt/New York.
- Der Paritätische Gesamtverband** (2023): Zwischen Pandemie und Inflation. Paritätischer Armutsbericht 2022. Berlin.
- Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V.** (2023a): Empfehlungen des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e.V. zur Ausgestaltung einer Kindergrundsicherung. https://www.deutscher-verein.de/de/uploads/empfehlungen-stellungnahmen/2023/dv-18-22_kindergrundsicherung.pdf (zuletzt aufgerufen am 28.08.2023).
- Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V.** (2023b): Stellungnahme der Geschäftsstelle des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e.V. zum Referentenentwurf des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend für einen Entwurf eines Gesetzes zur Einführung einer Kindergrundsicherung und zur Änderung weiterer Bestimmungen. https://www.deutscher-verein.de/de/download.php?file=uploads/empfehlungen-stellungnahmen/2023/dv_20-23_kindergrundsicherung.pdf (zuletzt aufgerufen am 08.09.2023)
- Deutscher Familienverband** (2022): Horizontaler Vergleich 2022: Deutliche Verschlechterung der Einkommenssituation von Familien. <https://www.deutscher-familienverband.de/horizontaler-vergleich-2022-deutliche-verschlechterung-der-einkommenssituation-von-familien/> (zuletzt aufgerufen am 28.08.2023).
- Deutscher Gewerkschaftsbund** (2023): Bürgergeld hat Hartz IV abgelöst. Grundsicherung: Fragen und Antworten zum Bürgergeld. <https://www.dgb.de/-/Wnu> (zuletzt aufgerufen am 28.08.2023).
- Europäischer Rat** (1983): Schlussbericht der Kommission an den Rat über das erste Programm von Modellvorhaben und Modellstudien zur Bekämpfung der Armut. Kommissionsbericht der europäischen Gemeinschaft. Brüssel.
- Fratzscher, Marcel** (2023): Ehegattensplitting. Weg mit diesem Überbleibsel aus dem Patriarchat. In: Zeit Online vom 14.6. <https://www.zeit.de/wirtschaft/2023-07/ehegattensplitting-abschaffung-frauen-gleichstellung-arbeitsmarkt?> (zuletzt aufgerufen am 28.08.2023).
- Friedrichsen, Jana/Schmacker, Renke** (2019): Die Angst vor Stigmatisierung hindert Menschen daran, Transferleistungen in Anspruch zu nehmen. In: DIW-Wochenbericht, Jg. 86, H. 26, S. 455-461.
- Grimm, Natalie** (2022): Prekäre Erwerbs- und Haushaltslagen. In: Marquardsen, Kai (Hrsg): Armutsforschung. Handbuch für Wissenschaft und Praxis. Baden-Baden, S. 231-245.
- Hartmann, Bastian** (2014): Unterhaltsansprüche und deren Wirklichkeit. Wie groß ist das Problem nicht gezahlten Kindesunterhalts?

- In: SOEPpapers on Multidisciplinary Panel Data Research, Jg. 2014, H. 660. <http://hdl.handle.net/10419/97517> (zuletzt aufgerufen am 28.08.2023).
- Jackwerth-Rice, Deborah** (2023): Institutionelle Hürden bei der Inanspruchnahme des Kinderzuschlags. Begleitforschung zum Projekt „KiZ+“. In: Fachgruppe Soziologie und Arbeitsmarktpolitik der Hochschule der Bundesagentur für Arbeit, Jg. 2023, H. 3.
- Laubstein, Claudia/Holz, Gerda/Seddig, Nadine** (2016): Armutsfolgen für Kinder und Jugendliche. Erkenntnisse aus empirischen Studien in Deutschland. Bertelsmann Stiftung. Gütersloh.
- Lenze, Anne** (2021): Alleinerziehende weiter unter Druck. Bedarfe, rechtliche Regelungen und Reformansätze. Gütersloh.
- Statistische Ämter des Bundes und der Länder** (2023): A.7 Mediane und Armutsgefährdungsschwellen. <https://www.statistikportal.de/de/sbe/ergebnisse/einkommen-armutsgefaehrung-und-soziale-lebensbedingungen/armutsgefaehrung-und-9> (zuletzt aufgerufen am 08.09.2023).
- Statistisches Bundesamt** (2022): Aus Hartz-IV wird Bürgergeld. Statistiken und Fakten zum Bürgergeld. <https://de.statista.com/themen/11031/buergergeld/> (zuletzt aufgerufen am 28.08.2023).
- Statistische Bundesamt** (2023): Niedriglohnquote in der Europäischen Union. https://www.destatis.de/Europa/DE/Thema/Bevoelkerung-Arbeit-Soziales/Arbeitsmarkt/Qualitaet-der-Arbeit/_dimension-2/niedriglohnquote.html (zuletzt aufgerufen am 28.08.2023).
- Volf, Irina/Stahmer, Evelyn/Laubstein, Claudia** (2019): Wenn Kinderarmut erwachsen wird. AWO-ISS-Langzeitstudie zu (Langzeit-)Folgen von Armut im Lebensverlauf. Frankfurt a. M.
- Volf, Irina/Schipperges, Hannah/Habel, Simone/Laubstein, Claudia/Kalustian, Anita** (2023): Armutssensibles Handeln in der Kita. Evaluation des Modellprojekts „Zukunft früh sichern!“. Weinheim/Basel.
- Weinkopf, Claudia/Kalina, Thorsten** (2020): Der gesetzliche Mindestlohn und Arbeitnehmerschutz. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-71244-4> (zuletzt aufgerufen am 28.08.2023).

Irina Volf

Dr. Irina Volf ist Politologin und promovierte Psychologin. Sie leitet die Themenbereiche „Armut“ und „Radikalisierungsprävention“ am Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e. V. (ISS) in Frankfurt am Main. Sie beschäftigt sich insbesondere mit den Themenbereichen Kinderarmut, Armutsforschung, Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit.



Simone Habelt

Simone Habelt ist Soziologin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e. V. (ISS) im Bereich „Armut“.

Das Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (ISS) wurde 1974 vom Bundesverband der Arbeiterwohlfahrt e. V. (AWO) gegründet. Seit 1991 ist es als rechtlich selbstständiger gemeinnütziger Verein organisiert. Der Hauptsitz ist in Frankfurt am Main, in Berlin gibt es ein Projektbüro.



Achtsames Organisieren in Organisationen für Kinder

Wie Organisationen ein sicherer, entwicklungsförderlicher Ort für Kinder werden können

Von Michael Böwer

Gewalt gegen und Vernachlässigung von Kindern – sei es im familiären Umfeld, Vereinen, Betreuungseinrichtungen, Pfarrgemeinden – steht seit den 1990er Jahren verstärkt im Fokus der Öffentlichkeit. Damit einher geht die Frage eines gelingenderen Schutzes von Kindern. Dieser Beitrag konzentriert sich auf Organisationen, die den Schutz des Kindeswohls zur Aufgabe haben. Betrachtet werden konkret die Mechanismen zur Organisation von Schutz und Sorge. Aufgezeigt wird dabei das Potenzial kollektiver organisationaler Achtsamkeit, um sichere soziale Orte für Kinder zu schaffen.

Was bewegt Sie, wenn „Sicherheit“ mit einem Fragezeichen im Kontext von Kind und Kindheit im Titel dieser Ausgabe steht? Ein Hauch Verunsicherung entsteht gewiss. Vielleicht denken Sie: Meinem Kind darf nichts passieren! Sicher soll er sein, der Autositz, der Hochstuhl, das erste Rad, der Helm, der Schulweg. Sie werden zustimmen: Kinder sollen „geschützt“ sein! Unser im globalen Norden geprägtes Bild von gutem, selbstwertförderndem Aufwachsen von Kindern ist eng mit Sorge, Zuwendung, Nähe und Wohlbefinden verknüpft (vgl. Viernickel 2022, Kelle 2019).

Im folgenden Beitrag wird der Blick auf Organisationen für Kinder gerichtet und reflektiert, wie die-

se versuchen, das Kindeswohl zu schützen. Dabei wird zunächst auf eine Reihe von Anlässen für erhöhte Sorge und Schutz – d.h. Gewalt und Vernachlässigung in Familien, Kitas, Vereinen, Heimen, Internaten, Kirchengemeinden, Kliniken u.a.m. – eingegangen, um von dort aus besondere Mechanismen von Organisationen vorzustellen, die wirksam werden, wenn Schutz und Sicherheit „organisiert“ werden sollen. Im Schluss dieses Beitrages wird auf Basis gesicherter Forschungserkenntnisse aufgezeigt, was hilft, damit auf Kinder ausgerichtete Organisationen wirklich schützen und ein sicherer, entwicklungsförderlicher sozialer Ort für Kinder werden können.

Sorge und Schutz als Thema

Weit weg muteten lange die dunklen Zeiten an, in denen Kinder und Jugendliche in Heimen massive Gewalt und repressive Erziehung erleiden mussten. Erst heute, wo Körperstrafe überwiegend nicht mehr als probates Erziehungsmittel gilt (näher: Clemens et al. 2020: 30ff.), wird offenbar: Gewalt gab es dort

von Anbeginn - etwa um den „Willen des Kindes zu brechen“, wie es August-Hermann Francke, Anfang des 18. Jahrhunderts für nötig befand und zugleich ein Regularium ausgab, um das Maß des Züchtigens

zu begrenzen (vgl. Hebenstreit 2001, Hollenbach 2009). Sie wurde früh (auch von Betroffenen, vgl. Schmidt 2002) öffentlichkeitswirksam kritisiert (vgl. Meinhof 1971) und erfuhr dennoch bis in die 1990er Jahre verdeckt ihre Fortsetzung, was tiefe seelische Verletzungen für die heute Erwachsenen bedeutete (näher: Wolff 2015, Retkowski et al. 2018). In kirchlichen wie reformpädagogischen Internaten, in Pfarrgemeinden wie in Sportvereinen erlitten junge Menschen über Jahrzehnte sexualisierte Gewalt. Auch heute noch werden immer wieder Vorfälle publik, die zeigen: Gewalt, ausgehend von

Gleichaltrigen wie von Fachkräften, war und ist in vielen Betreuungs- und Freizeitkontexten von Kindern und Jugendlichen Realität.¹

Der gesellschaftliche Blick darauf veränderte sich jedoch mit der Zeit. Als Mediziner um den US-amerikanischen Pädiater Henry Kempe 1962 das „Battered-Child-Syndrome“ als ein Nichtwahrhabenwollen familiär erlittener Gewalt an Kindern als Problem der eigenen Zunft beschrieben, begann auch hierzulande die Kritik an Gewalt in Familien. Erste Kinderschutz-Zentren und Beratungsstellen entstanden. Häusliche Gewalt war lange schon ein Thema – sie geschah verdeckt, viele schauten weg. Wer seine Kinder schlug, hatte eine harte Hand; ließ sich ein Partner schlagen, trug sie/er Schuld daran (vgl. näher: Kavemann/Kreyssig 2006). Entsprechend erschütterte das Bekanntwerden jahrzehntelanger sexualisierter Gewalt im Internatsalltag der hessischen Odenwaldschule, bis dato vorbildliches Internat der geistigen Elite des Landes und Leuchtturm der Reformpädagogik, die Öffentlichkeit und die Fachwelt. Es dauerte Jahre, dies aufzuarbeiten (vgl. Institut für Konfliktforschung 2023). Erst vor einigen Jahren wurde Repression und Gewalt im Gesundheitswesen publik: Über Jahrzehnte wurden Kinder zur Erholung „verschickt“ und

Sehr oft geht die Berichterstattung einher mit einer Thematisierung des Scheiterns jugendamtlicher Interventionen als Ausdruck staatlichen Wächteramtes..

¹ Vgl. die fortgesetzte Gewalt in der Haasen-burg GmbH in Brandenburg, im Friesenhof in Schleswig-Holstein, in der Eingliederungshilfe der Educon gGmbH in Hilden bei Düsseldorf oder im traditionsreichen Wittekindshof in Lippe (vgl. Böwer 2022).

² Als soziales Phänomen bekannt auch aus dem Umgang mit der NS-Zeit und Zwangsarbeit (vgl. Stiftung EVZ 2023) ist dies ein Muster im Kinderschutz (vgl. Kinderschutz-Zentrum Berlin 2009) und wurde im Kontext von sexualisierter Gewalt in Kirche herausgearbeitet (vgl. Wensierski 2002).

durch die in den Kurhäusern tätigen „Tanten“ misshandelt, ohne dass später zuhause dann ein Anvertrauen möglich war (vgl. Meyer/Richter 2021, Initiative Verschickungskinder 2023). Für Organisationen scheint dasselbe zu gelten wie für Institutionen: Verdrängen, Verschweigen, Bagatellisieren.² Kirche als Institution und Vatikan, Bistümer, Orden wie Pfarrgemeinden als Organisationen sehen sich konfrontiert mit Gewalt, Nichtwahrhabenwollen und den Ruf nach Aufarbeitung und Verantwortungsübernahme (vgl. deutschlandfunk.de, DBK 2023, UBSKM 2023).

Seit den 1990er Jahren wird zunehmend über Gewalt und Vernachlässigung im unmittelbaren familiären Umfeld meist sehr kleiner Kinder medial berichtet. Sehr oft geht die Berichterstattung einher mit einer Thematisierung des Scheiterns jugendamtlicher³ Interventionen als Ausdruck staatlichen Wächteramtes. Sexualisierte Gewalt an Kindern, Gewaltdarstellung online und das Scheitern staatlicher Stellen in Lügde, Münster, Bergisch-Gladbach und Staufen erschütterten Öffentlichkeit und Politik. Aufarbeitungs- und Enquête-Kommissionen sowie parlamentarische Untersuchungsausschüsse wurden eingesetzt, Gesetze angepasst, Fachkonzepte,

Modellprogramme und Forschungsförderlinien ins Leben gerufen und (Hilfe-)Netzwerke wie das Nationale Zentrum Frühe Hilfen, die Unabhängige Beauftragte und ein Nationaler Rat gegen sexualisierte Gewalt begründet (vgl. UBSKM 2023, Böwer 2022 u. 2024).

Seit einigen Jahren betrifft die Frage eines gelingenderen Schutzes jede Jugendhilfeeinrichtung von der Kita über den Jugendverband bis hin zur stationären Jugendhilfe – und auch Schule, Internate und das Gesundheitswesen sind inzwischen verschiedentlich gesetzlich eingebunden und verpflichtet (vgl. grdl.: <https://www.schule-gegen-sexuelle-gewalt.de>). Das Risiko einer Kindeswohlgefährdung muss vor Ort ggf. unter Zuhilfenahme insoweit erfahrener Fachkräfte eingeschätzt werden, soweit möglich sind Kinder und Jugendliche wie die Sorgeberechtigten vor Ort im sozialen Umfeld einzubeziehen und Schutzkonzepte sollen eine Gefährdung des Kindeswohls präventiv soweit als möglich vermeiden (näher: Böwer/Kotthaus 2024).

Für Organisationen scheint dasselbe zu gelten wie für Institutionen: verdrängen, verschweigen, bagatellisieren.

Mechanismen von Organisationen

Angesichts der komplexen, hier nur kursorisch skizzierbaren Ausgangslage stellen sich eine Reihe von Fragen: Gibt es Mechanismen, die an dem sozialen Ort, wo Kinder leben und aufwachsen, eine Gefährdung des Kindeswohls begünstigen – und zwar gleich, ob es sich dabei um

³ Wie die Analyse von sog. gescheiterten Kinderschutzfällen (z.B. Gerber 2022) zeigt, sind meistens mehrere soziale Hilfesysteme beteiligt: Niedergelassene Ärzt:innen, Kliniken, Suchthilfe, Vormünder, Schule und Polizei. Dem Jugendamt kommt als Träger des in Art. 6 Grundgesetz formulierten „Staatlichen Wächteramtes“ besondere Relevanz zu.

Institutionen wie Familie und Kirche oder Kita und Jugendwohngruppen als Organisation handelt? Und welche Mechanismen gäbe es, diesem mit ausreichend Gewissheit auf Erfolg entgegen treten zu können?

Auf diese beiden Fragen gibt es eine kurze und eine längere Antwort. Die Kurze ist: Es gibt eine Reihe von Faktoren, die Gefährdung begünstigen können. Das 3-Perspektiven-Modell sexualisierter Gewalt schaut auf die Ebene von Täterschaft, Betroffenen und Umfeld, wobei hier Prozesse der Motivation, Repräsentation, Alternativen und Abwägungen

und noch einmal gesondert 4-Wirk-Level von Wahrscheinlichkeiten wirksam werden, die sehr konkret reflektiert werden können (näher: Kolshorn 2018). Und es gibt gesichertes Erfahrungswissen darüber,

was helfen kann. Entsprechend werden Instrumente eingesetzt, die auf genauere diagnostische und organisationale Risikoeinschätzung, Transparenz und Gelegenheiten zum Anvertrauen setzen, da sie Gelegenheitsstrukturen eingrenzen. Allein: Es kommt nicht nur darauf an, wo sich Kinder bewegen, wie das jeweilige Umfeld beschaffen ist und was wir beobachten. Haben wir die Erwartung, dass es möglich ist, durch welche Konzepte, Bausteine und Techniken auch immer, Grenzverletzungen und Gewalt abstellen zu können und dass damit soziale Orte absolut sicher sind?! Dann ist Skepsis geboten. Denn Gewalt, Vernachlässigung und jede Form der Grenzverletzung stellen ein soziales

Phänomen und Problem dar, das in der Gesellschaft immer vorgekommen ist und immer vorkommen wird. Manche Form der Gewalt wird als legitim bewertet – denken wir nur an polizeiliche Ingewahrsamnahme oder Notwehr; Aggression hat oftmals gute Gründe (differenziert: Möller 2018). Auch wenn jede Jugendamtsleitung es anders darstellen muss, um nicht Besorgnis zu fördern: Kein(e) Sozialarbeiter:in kann trotz aller Fachlichkeit und Fallreflexion verhindern, dass ein Kind im Elternhaus, in einer Pflegefamilie oder in einer Einrichtung zu Schaden kommt. Dies liegt in der Eigenlogik pädagogischen Handelns in Ursache und Wirkung begründet – soziale Systeme sind nicht linear zu steuern (vgl. Luhmann/Schorr 1979) und professionelles Handeln ist u.a. durch Koproduktion mit Adressat:innen geprägt (vgl. Spiegel 2018). Es gilt doppelte Kontingenz: grundlegende Ungewissheit und Offenheit im menschlichen Handeln (vgl. Luhmann 2012). Jedes Präventionskonzept im sozialen System der Organisation ist nur so gut, wie dessen Reflexion, Anpassung und Weiterentwicklung – jedenfalls, wenn man von einem dynamischen, konstruktivistischen Verständnis von Organisationen ausgeht. Ein Schutzkonzept, ein Ort ist nicht sicher, es bzw. er wird sicherer – ähnlich spricht Thiersch (2020) nicht vom gelingenden, sondern eben vom gelingenderen Alltag.

Dazu hilft es zu wissen, wie Organisationen überhaupt arbeiten. Oder um es korrekt auszudrücken, wie sie neben anderem, was sie tun, Schutz und Sicherheit „organisieren“. Denn es sind soziale Herstellungsleistungen

Gewalt, Vernachlässigung und Grenzverletzungen stellen ein soziales Phänomen und Problem dar, das immer vorkommen wird.

gen, die Jugendzentren, Kitas, Soziale Dienste, Kliniken und Ämter vollbringen, und die uns annehmen lassen, dass sie auf dem Spielplatz, in den Häusern und hinter ihren Türen gute Arbeit leisten, damit zum Wohl der ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen beitragen und es je nach Aufgabe und Kontext dann auch schützen. Niklas Luhmann (2000) hat in diesem Zusammenhang von riskantem Vorabvertrauen gesprochen: Wir (alle) investieren Zuversicht in soziale Systeme, ohne zu wissen, ob dieses so wie erwartet und erhofft erfüllt wird. Sobald wir uns der Risiken bewusstwerden, wird Zuversicht zur Vertrauensfrage. Mehr noch: Es geht auch nicht anders, da die Vertrauensgabe zur Reduktion sozialer Komplexität erforderlich ist. Die Vertrauensgabe hin zu Organisationen („Systemvertrauen“) entlastet von einem persönlich nicht tragbaren Risiko, während die „Risikoneigung“ von der Organisation als sozialem System selbst unter Kontrolle gehalten werden muss (vgl. Luhmann 2000: 77, 124). Und im „Prozess des Organisierens“ (Weick 1995), eingehüllt in „Autopoiesis“ (Luhmann 2012) als der Selbstaktualisierung des sozialen Systems Organisation, sind es Mitglieder, Zwecke und Ziele (um die klassischen Parameter einer Organisation zu nennen), die ein soziales Handeln als Organisation ausmachen und Systemvertrauen als solche hervorbringen, das aber von Vertrauensschwellen und immanenten Kontrollen lebt, die ausweisen, dass die Organisation so funktioniert, wie sie funktionieren soll. Dies können Schutzkonzepte sein, Qualitätszirkel, Beschwerdeverfah-

ren oder Selbstorganisationsformen, aber auch von außen wirkende Ombudsstellen oder Fachaufsichtsformen, die etabliert sind oder diskutiert werden.

So bezieht sich der Begriff der Organisation sowohl auf klare Strukturelemente als auch auf komplexe Dynamiken und Prozesse des Organisierens selbst. Wenn Sie eine Organisation betreten, dann besteht diese nicht aus Menschen, sondern aus sozialen Handlungen. Beratungsstellen führen Erstgespräche und Kitas Morgenkreise durch, Krankenhäuser werden im Unterschied zu Kurkliniken durch die Visite erkennbar, während Jugendämter durch Herausnahmen und Hilfepläne in Erscheinung treten. Nicht Mauern und Fenster lassen ein Haus zur Organisation werden, sondern Kommunikation, Entscheidungen, Regeln, Routinen, Hierarchien und Kulturen der Interaktion als „miteinander verbundene Ereignisse (..)“, die durch Betonwände hindurch sickern; und diese Sequenzen, ihre Pfade und ihre zeitliche Ordnung sind die Formen, die wir fälschlich in Inhalte verwandeln, wenn wir von Organisationen reden“ (Weick 1995: 129). So fällen Organisationen Entscheidungen in modellhafter Vereinfachung der wirklichen Situation (vgl. March/Simon 1958) und ihre Mitglieder treffen aufgrund bestehender Komplexität, Erfahrung, sozialem Bezugsrahmen und Passung oft eher befriedigende Entscheidungen, als dass sie sich krampfhaft um optimale bemühen (vgl. Luhmann

Soziale Dienste müssen sich auf Unwägbarkeiten einlassen, diese kommunikativ ausbalancieren und reflexiv multiperspektiv denken.

2000: 141). Ebenso wenig, wie sich die Zwecke, die eine Organisation zu erreichen sucht, allein rational konstruieren, umsetzen und begründen lassen, folgen diese Ordnungen allein individuellen Prämissen (vgl. Luhmann 1978: 18ff.). Es handelt sich vielmehr um Wahlsituationen: Organisationen müssen sich „ihre Probleme und [...] Zwecke erst suchen und sich ihre Entscheider erst rekrutieren“ (ebd.: 40). Organisationen lassen sich damit als Konzept und Ressource verstehen, „mit der in sozialen Situationen sinnstiftend gearbeitet werden kann, um [...] die Geordnetheit von Abläufen zu begründen“ (Wolff 2009: 18) – sie werden erfahrbar und wirklich, indem Fürsorglichkeit durch Urteilsbildung prozesshaft hergestellt wird (vgl. Wolff 2021). Angestrebter Schutz und Sicherheit sind organisationale Herstellungsleistungen – erzeugt in sozialen Interakten der Aufarbeitung, der Organisationsberatung, der Übereinkünfte und Regeln für Krisenkommunikation im Fall der Fälle. Die Herausforderung, vor der Organisationen stehen ist, handlungsfähig und hinreichend stabil zu sein, um den sich ihnen stellenden Anforderungen zu begegnen, sie auszuhalten, Lösungen zu entwickeln und in dieser Weise als soziale Systeme autopoietisch Sinn entfaltende Anschlusskommunikation zu entwickeln. Oder sozialpädagogisch gesprochen: Soziale Dienste müssen unter „Bedingungen von Ungewissheit“ agieren – was für professionelles Handeln heißt, sich auf die Unwägbarkeiten selbst einzulassen, diese immerfort kommunikativ auszubalancieren und reflexiv multiperspektiv zu denken (vgl. Müller 2016).

Kollegiale Achtsamkeit als Schlüssel zu sichereren sozialen Orten für Kinder

So stellt sich die Frage, inwieweit es Organisationen überhaupt gelingen kann, solchermaßen stabile Kompositionsleistungen von Schutz und Sicherheit entwickeln zu können. Mag die technische Fertigung von Autoteilen etc. quasi laborhaft erfolgen, bringt die Erbringung sozialer Dienste ungleich höhere Unsicherheitsrisiken mit sich. Wo Handeln stets im Risiko steht, müssen soziale Organisationen – Kitas, Jugendämter, Beratungsstellen, Erziehungshilfeeinrichtungen u.a.m. –, trotz möglicher negativer Folgen „etwas aufs Spiel setzen“ (Luhmann 2003: 19). Sie müssen das Risiko eingehen, dass über den momentanen Vorteil des Handelns hinaus spätere Folgen möglicherweise negativ sind und ihnen der nachfolgende Schaden längst vergangener Entscheidungen als Fehler zugeschrieben wird. Ein Jugendamt kann im „8a Verfahren“ (Gefährdungseinschätzung nach §8a SGB VIII⁴) gar nicht anders, als Fälle anzunehmen, die komplex und gewaltbesetzt sind. Die Kita muss, wie die Kinderintensivwohngruppe auch, „nach 8a“ selbst beraten und auch helfend handeln. Sie alle müssen sich dem Risiko aussetzen, dass sie eine Situation und Lebenslage falsch einschätzen oder nicht rechtzeitig zur Stelle sind, bevor sich Gefährdung zuspitzt. Es gilt demnach,

⁴ §8a SGB VIII befasst sich mit dem „Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung“. Der Gesetzestext findet sich u.a. hier: <https://www.sozialgesetzbuch-sgb.de/sgbviii/8a.html>

Risikobewusstsein zu organisieren, das davon ausgeht, dass nicht bloß durch immer mehr und immer bessere Information Risiken entgegengetreten werden kann. Denn der Versuch, Risiken unter Kontrolle behalten zu wollen, ist selbst riskant (vgl. Luhmann 2003: 4f., 27).

Nun zeigen neuere organisationswissenschaftliche Studien, dass es etliche Organisationen gibt, die es schaffen, in ähnlicher Ausgangslage und unter ähnlichen Konstitutionsbedingung eine „hohe Zuverlässigkeit“ (Weick/Sutcliffe 2016) zu gewährleisten. Dabei handelt es sich um so unterschiedliche Organisationen wie Flugzeugträger, Atomkraftwerke, OP-Teams oder Feuerwehreinheiten in der Brandbekämpfung. Ihre Herausforderung besteht darin, ihre Anforderungen angesichts möglicher fataler Folgen unbedingt zuverlässig erfüllen zu müssen. Sie sind daher zu besonderer Aufmerksamkeit in ihren kollektiven Praxen aufgefordert. Diese „High Reliability Organizations“ (HRO) entwickeln als verbindendes Merkmal eine sogenannte „kollektive Kultur der Achtsamkeit“ (Weick/Sutcliffe ebd., Wears/Sutcliffe 2019), indem sie ihre Aufmerksamkeit eher auf Fehler, denn auf ihre Erfolge richten, grob vereinfachende Interpretationen vermeiden, sich um ein feines Gespür für betriebliche Abläufe bemühen, nach Flexibilität streben und in besonderer Weise das fachliche Wissen und Können im Umfeld der Organisation beachten. Besondere Bedeutung hat der Umgang mit Erwartungen und sogenannten „schwachen Signalen“: Unter wenig achtsamen Praxen wird das Eintreten bestimmter Ereignisse, wenn

überhaupt, nur oberflächlich wahrgenommen, weil Teile nicht im Zusammenhang gesehen werden, die Filter unscharf sind und das Geschehene vorherige Erwartungen bestätigt. HRO sind daraufhin organisiert, Unerwartetes früh zu erkennen und flexibel zu reagieren, um auch im Eintritt des Falles der Fälle eine weitere Eskalation zu stoppen und in Zukunft achtsamer zu werden. Auch sie machen also Fehler – nur liegt ihr Fokus nicht auf deren unbedingter Vermeidung, sondern darin, mit der Komplexität sozialer Wirklichkeit umgehen zu lernen.

Eigene Studien (vgl. Böwer 2012, 2020) und Organisationsentwicklungsprojekte (vgl. Brückner 2014, 2018) zeigen: Kinderschutzorganisationen hierzulande entwickeln auf diese Art Praxen und Werkzeuge, die achtsames Handeln in schwierigen Fallverläufen und in der sozialpädagogischen Teamarbeit ermöglichen. So lassen sich vielfältige „organisationale Erfindungen“ (Böwer/Wolff 2011) und Sensibilisierungen im Alltag der Einrichtungen finden, die sich als pragmatische Veränderungsstrategien erkennen lassen und geeignet sind, die „kollektive Achtsamkeit“ im laufenden Betrieb zu erhöhen. Da gibt es Einrichtungen, die initiieren „Vertrauens-erzieher“, die bewusst nicht aus derselben Gruppe stammen, nutzen das extern vorgegebene Zeitfenster der Mitteilung ans Jugendamt für die Abklärung im Dialog gezielt voll aus oder haben mit den Jugendlichen festgelegt, dass sie deren Zimmer nur im Notfall und bei akuter Sorge betreten.

„Topdown“ anvisierte Schutzkonzepte werden in Form eigener pragmatischer Lösungen modifiziert, um sinnstiftend sein zu können.

Denn gleich ob klassische Schichtdienstgruppe, Erziehungsstelle, Inobhutnahme oder intensivpädagogisches Setting: Es zeigt sich, dass „topdown“ avisierte Schutzkonzepte ausgehend von Gesetzen, Richtlinien und Handbüchern in Form eigener pragmatischer Lösungen passend modifiziert werden, um sinnstiftend sein zu können. Da wird die vielerorts etablierte „Bettantenregel“, nach der Pädagog:innen sich zur Nacht nicht aufs Bett der Kinder setzen dürften, dahin gehend aufgelöst, dass kommuniziert wird: „Du, ich bin mal kurz oben im Zimmer, ich red‘ mal mit dem!“ (Kampert 2015: 24). Dies kann als Compliance-Verstoß gesehen werden, dem nachzugehen ist (ebd.), oder in der Lesart als HRO als kollektiv achtsame Praxis, die Transparenz gegenüber Grenzverletzungsfenomenen schafft und zugleich beauftragte Sorge auch weiterhin verantwortbar gestalten hilft. Da bekommen z.B. kleine Kinder, die aus einem Albtraum hochschrecken, Trost oder können sich zur Gutenachtgeschichte an den ihnen vertrauten Menschen im „sicheren Hafen“ des sozialen Orts der Wohngruppe kuscheln. Da begleitet sie jemand im Schichtdienstsystem alltäglich durch Aufs und Abs – bis hin ins „Leaving-Care“, den Prozess des Selbstständigwerdens. Denn wie sich zeigt, ist der soziale Ort, an dem Kinder aufwachsen, ein zentraler Gelingensfaktor für gute Soziale Arbeit (vgl. näher: Rätz 2023). Hilfreicher Schlüssel im Sinne eines Pfades reflexiver Prozesse auf dem Weg zu einem sichereren sozialen Ort für Kinder zu sein – dies ist das Potential kollektiver organisationaler Achtsamkeit.

Literatur

- Böwer, Michael** (2008): Das achtsame Jugendamt. Ansatzpunkte und Rezeption des Achtsamkeitskonzeptes im Kindeswohlschutzdiskurs. In: neue praxis, 8.Jg., H.4, S.349–370.
- Böwer, Michael** (2012): Kindeswohlschutz organisieren. Jugendämter auf dem Weg zu achtsamen Organisationen. Weinheim und München.
- Böwer, Michael** (2020): Wenn Zivilgesellschaft High Reliability stiftet. „Institutionelle Schutzkonzepte in Einrichtungen der Erziehungshilfe (ISkE)“ – eine empirische Studie zur Gewaltprävention in pädagogischen Kontexten. In: Schröer, Andreas et al. (Hrsg.): Organisation und Zivilgesellschaft. Wiesbaden, S.75–84.
- Böwer, Michael** (2022): „Das klären wir dann auf der Gruppe...“ Organisation von Prävention und Schutz gegensexualisierte Gewalt in der stationären Erziehungshilfe. In: sozialmagazin, 47.Jg., H.1–2, S. 84–88.
- Böwer, Michael** (2024): Schutz und Sicherheit in Organisationen für Kinder. In: Böwer, Michael/Kotthaus, Jochem (Hrsg.): Praxisbuch Kinderschutz. Weinheim/München, S. 246–264.
- Böwer, Michael/Kotthaus, Jochem** (2024²): Praxisbuch Kinderschutz. Professionelle Herausforderungen bewältigen. Weinheim/München (erscheint am 15.10.2023)
- Böwer, Michael/ Wolff, Stephan** (2011): Führung in Zeiten enger(er) Kopplung. Über Erfindungen im Management Allgemeiner Sozialer Dienste. In: Göhlich, Michael/Weber, Susanne Maria/ Schiersmann, Christiane/ Schröer, Andreas (Hrsg.): Organisation und Führung. Wiesbaden, S.143–154.
- Brückner, Fabian** (2024²): Als Team achtsam werden. Das „MindSet Achtsames Organisieren“ für zuverlässige Hilfepraxis im Rauhen Haus. In: Böwer, Michael/Kotthaus, Jochem (Hrsg.): Praxisbuch Kinderschutz. Weinheim/München, S. 265–284.
- Clemens, Vera/Sachser, Cedric/Weilemann, Mitja/Fegert, Jörg M.** (2020): 20 Jahre gewalt-

- freie Erziehung im BGB. Aktuelle Einstellungen zu Körperstrafen und elterliches Erziehungsverhalten in Deutschland. https://www.unicef.de/_cae/resource/blob/230566/314ffe70bc27976f06b46014339c2f0e/download-studie-gewalt-data.pdf
- Deutsche Bischofskonferenz** (2023): Sexualisierte Gewalt und Prävention. <https://www.dbk.de/themen/sexualisierte-gewalt-und-praevention>
- Gerber, Christine** (2022): Erkenntnisse zur Weiterentwicklung im Kinderschutz aus der Analyse problematischer Fallverläufe. In: Frühe Kindheit, 25. Jg., H. 6, S. 42-49.
- Hollenbach, Michael** (2009): „Man muss den Willen brechen“. In: Deutschlandfunk Kultur vom 2.5. <https://www.deutschlandfunkkultur.de/man-muss-den-willen-brechen-100.html>.
- Initiative Verschickungskinder e.V.** (2023): Verschickungsheime – das vergessene Trauma. <https://verschickungsheime.de/die-bundeweite-initiative-verschickungskinder/>.
- Institut für Konfliktforschung** (2023): Die Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft und ihre Rolle in der Aufarbeitung von Fällen sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche durch pädagogische Professionelle. Endbericht. https://www.dgfe.de/fileadmin/OrdnerRedakteure/Stellungnahmen/Aufarbeitung_DGfE_Juni_2023.pdf.
- Kampert, Meike** (2015): „Unser Schutzkonzept ist in einem Ordner, ich weiß aber nicht, wo der gerade steht“. Hürden bei der Implementation von Schutzkonzepten in stationären Settings. In: Sozial Extra, 39. Jg., H.5, S.22–24.
- Kavemann, Barbara/Kreyssig, Ulrike** (2006) (Hrsg.): Handbuch Kinder und Häusliche Gewalt. Wiesbaden
- Kelle, Helga** (2019): Kindheit als anthropologische und soziale Kategorie. In: Drerup, Johannes/Schweiger, Gottfried (Hrsg.): Handbuch Philosophie der Kindheit. Stuttgart.
- Kinderschutz-Zentrum Berlin** (2009): Kindeswohlgefährdung. Erkennen und Helfen. Berlin.
- Kolshorn, Maren** (2018): Die Ursachen sexualisierter Gewalt – ein komplexes Bedingungsgefüge. In: Retkowski, Alexandra/Treibel, Angelika/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Handbuch Sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Weinheim/München, S. 138-148.
- Luhmann, Niklas** (1978): Organisation und Entscheidung. Opladen.
- Luhmann, Niklas** (2000): Vertrauen. Stuttgart.
- Luhmann, Niklas** (2001): Vertrautheit, Zuversicht, Vertrauen. Probleme und Alternativen. In: Hartmann, Martin/Offe, Claus (Hrsg.): Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts. Frankfurt am Main, S. 143-160.
- Luhmann, Niklas** (2003): Soziologie des Risikos. Berlin.
- Luhmann, Niklas** (2012): Soziale Systeme. Frankfurt am Main.
- March, James G./ Simon, Herbert A.** (1958): Organizations. New York.
- Meinhof, Ulrike M.** (2018): Bambule – Fürsorge für wen? Mit einem Nachwort von Klaus Wagenbach. Berlin.
- Meyer, Sarah/Richter, Johannes** (2021): Zwischenbericht. <https://www.ballin.hamburg/wp-content/uploads/2022/04/ballin-stiftung-zwischenbericht-verschickungskinder.pdf>.
- Möller, Kurt** (2018): Gewalt und soziale Desintegration. In: Otto, Hans-Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. München, S. 579 – 589.
- Müller, Burkhard** (2016): Professionelle Handlungsungewissheit und professionelles Organisieren Sozialer Arbeit. In: Busse, Stefan et al. (Hrsg.): Professionalität und Organisation. Wiesbaden, S.187–205.
- Rätz, Regina** (2023): Professionelle Beziehungen sind alles – but not only! Zur Bedeutung des sozialen Ortes und eines verlässlichen Kontaktes als Gelingensfaktoren Sozialer Arbeit. In: sozialmagazin, 48. Jg., H. 1–2, S. 24–31.
- Retkowski, Alexandra/Treibel, Angelika/Tuider, Elisabeth** (Hrsg.) (2018): Handbuch sexualisierte Gewalt in pädagogischen Kontexten. Weinheim/München.

- Schilling, Miriam** (2024): Kinder- und Jugendschutz in den digitalen Medien. Ansätze und fachliche Aufgaben für die Interaktion mit Kindern und Jugendlichen. In: Böwer, Michael/Kotthaus, Jochem (Hrsg.): Praxisbuch Kinderschutz. Weinheim/München, S. 119-133.
- Schmidt, Heike** (2002): Gefährliche und gefährdete Mädchen. Weibliche Devianz und die Anfänge der Zwangs- und Fürsorgeerziehung. Wiesbaden.
- Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft** (2023): Aufarbeitung der NS-Zwangsarbeit. <https://www.stiftung-evz.de/wer-wir-sind/geschichte/aufarbeitung-ns-zwangsarbeit/> .
- Thiersch, Hams** (2020): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – revisited. Weinheim/München.
- Unabhängige Beauftragte für Fragen sexuellen Kindesmissbrauchs, UBSKM** (2023): <https://beauftragte-missbrauch.de/>
- Viernickel, Susanne** (2022): Kindliches Wohlbefinden. Theoretische Verortungen, begriffliche Annäherungen, empirische Erfassung. In: Frühe Bildung, 11. Jg., H. 3, S. 107-114. <https://www.nifbe.de/fachbeitraege/beitraege-von-a-z?view=item&id=1073:kindliches-wohlbefinden&catid=70> .
- Wears, Robert/ Sutcliffe, Kathleen M.** (2019): Still not save. Patient safety and the Middle-Managing of American Medicine. Oxford.
- Weick, Karl E.** (1995): Der Prozess des Organisierens. Berlin.
- Weick, Karl E./ Sutcliffe, Kathleen M.** (2010): Das Unerwartete managen. Wie Unternehmen aus Extremsituationen lernen. Stuttgart.
- Wensierski, Peter** (2002): Katholische Kirche. Vertuschen und versetzen. In: Der Spiegel vom 14.7.02 <https://www.spiegel.de/panorama/vertuschen-und-versetzen-a-bb-8cf198-0002-0001-0000-000023215434> .
- Wolff, Mechthild** (2015): Heimerziehung und Gewalt. Einrichtungen als vulnerable Lebensorte für Kinder und Jugendliche. In: Andresen, Sabine/Koch, Claus/König, Julia (Hrsg): Vulnerable Kinder. Interdisziplinäre Annäherungen. Wiesbaden, S. 209-222. https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-658-07057-1_12 .
- Wolff, Stephan** (2009): Organisationstheorie und Erfahrung. In: Göhlich, Michael /Weber, Susanne M. /Wolff, Stephan (Hrsg.): Organisation und Erfahrung. Wiesbaden, S. 17-28.
- Wolff, Stephan** (2021): Urteilsbildung. Ein Blick zurück auf „die Produktion von Fürsorglichkeit“. In: Sozial Extra 45, H. 4, S. 236 – 240. <https://link.springer.com/article/10.1007/s12054-021-00392-w> .
- Alle Onlinequellen zuletzt aufgerufen am 11.8.2023.**

Prof. Dr. Michael Böwer

Dr. Michael Böwer ist seit März 2011 Professor für Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen, Abteilung Paderborn. Von 2001 bis 2011 war er als Diplom-Pädagoge und Dipl. Sozialarbeiter/Sozialpädagoge in den Ambulanten Hilfen zur Erziehung beim Caritasverband Bremen e.V. tätig und 2008 bis 2011 Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung. Seine Forschungsschwerpunkte sind Kinder- und Jugendhilfe und Kinderschutz, Organisation Sozialer Arbeit und High Reliability Organizing.



FAMILIEN- WISSENSCHAFTLICHE GRUNDBEGRIFFE

Familie

Familienwissenschaftliche Grundbegriffe (Teil 2)

Von Astrid Wonneberger, Sabina Stelzig, Katja Weidtmann

Einführung

Familie ist ein thematischer Dauerbrenner, und das nicht nur in unserer Gesellschaft: Gestiegene Zahlen an Trennungen und Scheidungen, Pluralisierung von Familienformen und Einfluss von Migration auf Familien, Gleichberechtigung der Geschlechter, Finanzierung des Elterngeldes, Vereinbarkeit von Beruf und Familie... – die Liste der Themen und Schlagzeilen, die fast täglich in den Medien zu lesen und hören sind, ließe sich beliebig erweitern. Eine Frage wird dabei aber nur selten beantwortet: Was ist Familie überhaupt?¹

Auch wenn über den Begriff Familie schon viel geschrieben und diskutiert wurde, ist es v.a. vor dem Hintergrund einer wachsenden Vielfalt sozialer Lebensformen sicher gewinnbringend, sich mit dieser Frage – zumal in einer Zeitschrift, die „Familie“ im Titel trägt – zu beschäftigen.

Dabei ist es alles andere als einfach, eine Begriffsbestimmung vor-

zunehmen, die die Institution Familie in ihrer großen Vielfalt und mit all ihren Wandlungsprozessen über Raum und Zeit und über disziplinäre Grenzen hinweg abbildet. Für einige Autor:innen und sogar ganze Wissenschaftszweige ist der Begriff inzwischen offenbar so problematisch, politisch aufgeladen und unzeitgemäß, dass sie eine zukünftige Nutzung entweder stark diskutieren oder sogar ganz auf eine Verwendung verzichten (vgl. Lenz 2003; McCarthy/Edwards 2011: 1-2; Bernardes 1997/2001: 45). Und es ist sicher auch kein Zufall, dass in Deutschland die Familie im Grundgesetz zwar geschützt ist, aber nirgends explizit festgelegt wird, was Familie denn eigentlich genau sein und wer dazugehören soll.

Auch dieser Beitrag soll nicht zum Ziel haben, genau festzulegen, was Familie ist und was nicht. Vielmehr geht es um eine Problemdarstellung bei der Beschreibung bzw. Festlegung des Begriffs bzw. der Institution Familie. Auf diesem Weg entstehende Fragen weisen auf Eigenschaften von Familie hin, die einen Einblick geben in diese einmalige und dabei kulturell universelle Institution.

¹ Der vorliegende Artikel ist eine verkürzte und aktualisierte Version eines Beitrags, der bereits 2018 veröffentlicht wurde (Wonneberger/Stelzig-Willutzki 2018).

Woher kommt der Begriff „Familie“?

Laut etymologischem Lexikon (vgl. DWDS 2016) wurde das deutsche Wort „Familie“ (und die Entsprechungen in anderen europäischen Sprachen) vom lateinischen Begriff *familia* entlehnt, dessen ursprüngliche Bedeutung im Alten Rom jedoch nicht mit der heutigen, in westlichen Gesellschaften vorherrschenden Vorstellung einer (Kern-)Familie (Eltern und Kinder) übereinstimmt, sondern wesentlich umfanglicher und vielfältiger ist.

Die meisten Kinder wachsen in Familien auf und bekommen dort kulturelle Werte, Normen und Verhaltensweisen vermittelt.

Familia kann sich auf eine Gruppe von Verwandten beziehen, die von einem gemeinsamen Vorfahren in männlicher Linie abstammen, oder auch den gesamten Besitz bezeichnen, der unter der Macht eines Familienvorstands, dem *pater familias*, steht. Dazu zählen u.a. seine Ehefrau, Kinder, ggf. Enkel. *Familia* konnte aber auch Gesinde, Sklav:innen, Freigelassene und sogar Erbvermögen (z.B. das Vieh) einbeziehen, also die gesamte häusliche Gemeinschaft (vgl. Zonabend 1996: 17; Thomas 1996; Krause 2003: 95-96).

Erst ab Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Begriff Familie aus dem Französischen allmählich in die deutsche Alltagssprache übernommen und ist seit Beginn des 18. Jahrhunderts verbreiteter Bestandteil des deutschen Wortschatzes (vgl. Budde 2018). Zunächst bestand die alte Bedeutung („das gesamte Haus“) fort, und erst im Laufe des 19. Jahrhunderts veränderte sie sich zu dem,

was wir heute als Kernfamilie oder bürgerliche Kleinfamilie bezeichnen (vgl. Gestrich 2003: 367; Burkart 2008: 119-120; vgl. auch Mitterauer/Sieder 1991).

Zudem erschwert die Mehrdeutigkeit des Begriffs Familie in der Alltagssprache die Beschäftigung mit dem Phänomen: Familie kann in unserem Sprachgebrauch z.B. als Synonym für die gesamte Verwandtschaft verwendet werden („da kommt die gesamte Familie zusammen“) oder nur eine kleine zusammenlebende Kernfamilie bedeuten.

Welche Funktionen erfüllt Familie?

Familie als soziale Institution ist multifunktional, d.h., sie erfüllt eine Reihe von Leistungen und Aufgaben, die in unterschiedlichen Gesellschaften stark divergieren können und zudem Wandlungsprozessen unterworfen sind. Es gibt jedoch Grundfunktionen, die sehr weit verbreitet, teils sogar universal sind und von denen Familie mehrere gleichzeitig übernehmen kann.

Zu diesen Grundfunktionen gehört u.a. die biologische Sicherung der jeweiligen Gesellschaft (und letztlich der Spezies Mensch). In vielen Gesellschaften ist diese Funktion (normativ) an die Ehe gebunden. Erst seit wenigen Jahrzehnten löst sich diese Verbindung, zumindest in westlich orientierten Gesellschaften, zunehmend auf. In enger Verbundenheit damit stehen wirtschaftliche Funktionen, die das Überleben der Menschen sichern, z.B. Ernährung, Bereitstellung von Wohnraum und Kleidung, Versorgung mit Gütern

und Dienstleistungen, Pflegeaufgaben im Krankheitsfall und Alter, Weitergabe von Gütern und nicht-materiellem Besitz. Auch wenn sie nicht die einzige Sozialisationsinstanz sind, wachsen die meisten Kinder in Familien auf und bekommen dort kulturelle Werte, Normen und Verhaltensweisen vermittelt, darunter auch religiöse Werte, Normen und Praktiken (vgl. Nave-Herz 2014: 14, 2006: 79-91; McCarthy/Edwards 2011: 17-29, 104, 184-187; Day 2010: 15, 99-121; Lenz 2003; Ember/Ember 2011: 155-164; Burkart 2008: 145, Bernardes 1997/2001: 66-67; Segalen 1987/1990: 97-101, Cornwall 2013).

Mit zunehmender Differenzierung vieler moderner Gesellschaften insbesondere im 20. Jahrhundert erfährt Familie eine funktionale Spezialisierung. Einige ihrer Funktionen werden ersetzt. Beispielsweise verliert die Familie als Produktionsgemeinschaft an Bedeutung, weil Erwerbstätigkeit zunehmend durch Industrie- und Dienstleistungsberufe bestimmt wird. Der Wandel der gesellschaftlichen Arbeitsorganisation geht einher mit einem Ausbau von öffentlichem Erziehungswesen und Sozialgesetzgebung. Das heißt, in modernen Gesellschaften übernehmen in der Regel Bildungs- und Betreuungseinrichtungen einen Teil der Erziehungs-, Lehr- und Sozialisationsfunktionen, Krankenhäuser, Pflegeeinrichtungen, staatliche und private Versicherungssysteme einen Teil der wirtschaftlichen und Unterstützungsfunktionen und religiöse Institutionen (z.B. christliche Sonntagsschulen, Koranschulen etc.) einen Teil der religiösen Funktionen,

um nur einige Beispiele zu nennen. Dagegen kommen Familien vermehrt emotionale und psychische Regenerationsfunktionen zu, indem sie einen Gegenpol bilden zur rationalen Erwerbsarbeitswelt und leistungsorientierten Werte- und Normsystemen. Sie sind Orte, in denen Stress und Krisen bewältigt werden können (vgl. Nave-Herz 2014: 6-15).

Welche Familienformen gibt es?

Seit wenigen Jahrzehnten werden die Leitbilder, Werte und Normen über Familie diskutiert (vgl. Stelzig/Weidtmann 2023), aufgebrochen und durch eine größere Vielfalt an gesellschaftlich akzeptierten Formen erweitert (vgl. Lenz 2003; Nave-Herz 2006). Eine seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer größer werdende Zahl an klassifizierenden Bezeichnungen bzw. Komposita wie z.B. Patchworkfamilie, Pflegefamilie, Inseminationsfamilie, Regenbogenfamilie, Mehrgenerationenfamilie, multilokale Familie oder Migrations- oder transnationale Familie weist auf diese Vielfalt hin.

Trotz dieser oft als modern empfundenen Vielfalt gibt es kaum Familienformen, die nicht auch in der einen oder anderen Weise in früheren Gesellschaften aufgetreten sind bzw. heute weltweit zu finden sind. Als „neu“ für westliche Gesellschaften angesehen werden können Familienformen, die aufgrund rechtlicher Neuregelungen heute stärker selbstverständlich als Familie anerkannt werden, wie z.B. (verheiratete oder unverheiratete) homosexuelle Paare mit Kindern sowie Familien, die zur Familiengründung Techniken der

Reproduktionsmedizin in Anspruch nehmen. Darüber hinaus bestehen v.a. in großen, komplexen Gesellschaften verschiedene Familienformen gleichzeitig und nebeneinander (vgl. Nave-Herz 2014: 3).

Familie als zyklischer Prozess?

Familie basiert unter anderem auf sozialen Rollen ihrer Mitglieder. Diese Rollen wandeln sich in den individuellen Lebenszyklen und verändern damit die Familie als Ganzes – sie durchläuft unterschiedliche (zyklische) Phasen. Im Familienzyklus

Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand das Ideal der „modernen Kleinfamilie“ oder „bürgerlichen Familie“.

gibt es eine Reihe von Übergängen, die verschiedene Phasen des Familiensystems markieren: Eine neue Familie beginnt mit der Paarfindung und der Geburt von Kindern, für die diese Familie die Herkunftsfamilie darstellt. Sowohl Eltern – für sie ist es die Prokreationsfamilie – als auch Kinder übernehmen im Verlauf der Zeit immer wieder neue Rollen. Durch den Auszug von Kindern bzw. eines Partners nach Trennung, Zuzug eines oder mehrerer neuer Mitglieder bei Wiederverheiratung, Tod von Mitgliedern etc. kann die Familie ihre Gestalt immer wieder verändern (vgl. Day 2010: 47-49, 58-78; McCarthy/Edwards 2011: 79-83; Segalen 1987/1990: 232-235; Lenz 2003: 491; Burr et al. 1993: 180-205). Je nachdem, ob wir eine Familie als kompletten Zyklus oder nur einer dieser Phasen betrachten, kommen wir zu sehr unterschiedlichen Erkenntnissen. Familie als gesamtes System ist also

letztlich immer als ein Prozess zu verstehen.

Wie wandelt sich Familie kulturell?

Neben einzelnen Familien(-mitgliedern) wandeln sich auch familienbezogene Werte, Normen und Alltagspraxen von Gesellschaften oder Kulturen.

Gut untersucht sind diese Prozesse für Westeuropa (vgl. z.B. Nave-Herz 2014: 1-26; Gestrich et al. 2003; Lenz 2003): Im Zuge der Industrialisierung und der Entwicklung des Bürgertums ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts meinte der Familienbegriff nicht mehr nur die häusliche Gemeinschaft als Produktionseinheit. Zudem entstand das Ideal der „modernen Kleinfamilie“ oder „bürgerlichen Familie“, die eine verwandtschaftlich orientierte Konsumeinheit mit einer Trennung von Produktion und Reproduktion, Erwerbsarbeit und Hausarbeit bezeichnet und eine polarisierte Geschlechterrollenverteilung vorsieht: Der Mann ist für die Erwerbsarbeit, die Frau für Haushalt und Kinder zuständig. Familie besteht nun typischerweise aus einer monogamen Kernfamilie, gekoppelt an eine auf romantischer Liebe basierenden Ehe. Dieses Modell bleibt in Mitteleuropa bis weit ins 20. Jahrhundert hinein das Ideal und die Norm einer Familie. Diese wird im Gegensatz zur öffentlichen Sphäre zum Inbegriff des Privaten und ist es teilweise bis heute (vgl. Koppetsch 2013; Gestrich 2003). Erst in den letzten Jahrzehnten wird dieses Modell immer mehr in Frage gestellt, was

nicht nur zu mehr Akzeptanz, sondern auch zu Kritik an der Pluralisierung führte (vgl. McCarthy/Edwards 2011: 118-122).

Familie als Wert, Norm oder Praxis?

Wie wichtig die Unterscheidung der Ebenen Wert, Norm und Praxis ist, illustriert folgendes Beispiel aus der deutschen Vergangenheit:

Wie gezeigt bestand das Ideal einer Familie in der bürgerlichen Gesellschaft im späten 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus dem verheirateten Ehepaar und seinen gemeinsamen Kindern, die idealerweise erst nach Schließung der Ehe zur Welt kamen. Uneheliche Kinder waren nicht normkonform und führten zu zahlreichen problematischen sozialen und ökonomischen Konsequenzen für Kinder, Mütter und Väter. Dennoch waren vermutlich rund neun Prozent aller Kinder im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert unehelich, die gelebte Familienform entsprach also nicht der Norm (vgl. Buske 2004: 31-35). Je nachdem, ob man also die gesellschaftlichen Normen oder die tatsächliche Praxis bezüglich Familie untersucht, kommt man zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen, was Familie in dieser Zeit bedeutete.

Zu noch mehr Komplexität führt der Einbezug der Wert-Ebene. Familie an sich ist in vielen – vielleicht sogar allen – Gesellschaften ein Wert an sich. Dafür spricht u.a. die Tatsache, dass in Art. 16, Abschnitt 3 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte festgelegt ist, dass „die Familie [...] die natürliche Grundein-

heit der Gesellschaft [ist] und [...] Anspruch auf Schutz durch Gesellschaft und Staat“ hat. Werte werden häufig sehr intensiv und emotional diskutiert, und dies gilt insbesondere für Familie (vgl. Segalen (1987/1990: 1, Lenz 2003: 493, Morgan 1996: 100). Die Wertbeladenheit des Familienbegriffs zeigt sich auf unterschiedlichen Ebenen:

Zum einen hat jedes einzelne Individuum eine bestimmte, von den jeweiligen gesellschaftlichen Werten und Normen beeinflusste Vorstellung davon, wie Familie sein soll, und durch die Erfahrungen in der eigenen Familie sowie Beobachtungen anderer ein Bild davon, was Familie

in der Praxis sein kann. Dabei ist der Begriff für jedes Individuum emotional besetzt und mit Ängsten und Wünschen versehen (vgl. McCarthy/Edwards 2011: 5; Lenz 2003: 493). Zum anderen

gibt es eine generelle ideologische Debatte über den Stellenwert von Familie und die Bedeutung des Familienlebens in unserer Gesellschaft, die sich sowohl in der Politik wiederfindet als auch oft politisch beeinflusst wird: Was soll Familie sein, wie sollte sie aussehen? Wo, auf welche Art und Weise und in welchen Bereichen sollte der Staat auf das Familienleben Einfluss nehmen? Welche Funktionen soll die Familie übernehmen, welche der Staat (vgl. Morgan 1996: 186; McCarthy/Edwards 2011: 5, 84-87; Bernardes 1985)? Diese Fragen und entsprechende Debatten sind übrigens nicht neu, sondern lassen sich bereits im 19. Jahrhundert finden (vgl. Segalen 1987/1990: 23-25).

Uneheliche Kinder waren nicht normkonform und führten zu zahlreichen problematischen sozialen und ökonomischen Konsequenzen.

Darüber hinaus sind nicht alle Normen bezüglich der Ausgestaltung von Familie formalisiert. Für viele Bereiche bestehen informelle Regeln, die innerhalb einzelner Familien ausgehandelt werden bzw. sich etabliert haben. Die Bandbreite an Möglichkeiten zeigt sich vor allem dann, wenn man in den Alltag anderer Familie einbezogen wird, z.B. die Schwiegereltern kennenlernt oder versucht, etwas woanders Erfahrenes in der eigenen Familie umzusetzen. Dies zeigt sich auch bei Familienritualen: Weihnachten zu feiern z.B. ist eine soziale Norm in unserer westlichen, christlich geprägten Kultur. Wie dieses Fest jedoch ausgestellt wird und welche Regeln dabei gelten, kann in den individuellen Familien sehr unterschiedlich sein (vgl. Day 2010: 155-174, 213-231; Burr et al. 1993: 208-227).

Wer gehört zur Familie?

Spontan denken viele sicher an biologische Elternschaft bzw. Beziehungen, wenn es um die Frage geht, wer zur Familie gehört. Dabei ist die Biologie sowohl historisch als auch interkulturell nur eine Möglichkeit, familiäre Mitgliedschaft zu bestimmen.

In der vorindustriellen Zeit, besonders im Europa des 17. Jahrhunderts, waren Mehrfachverhehlchung, Stiefeltern und Halbgeschwister häufig und bedeutsam, so dass Blutsverwandtschaft nicht als ein abgrenzendes Kriterium für Familie herangezogen werden konnte und die Unterscheidung in Verwandtschaft und Nichtverwandtschaft nicht so klar getrennt war wie heute. Erst der im 18. Jahrhundert einsetzende Pro-

zess der Desintegration von Gesinde und anderen verwandten und nicht-verwandten Personen aus dem Interaktions- und Bewusstseinszusammenhang des „ganzen Hauses“ hat Familie in einem engeren Begriffssinn entstehen lassen (vgl. Mitterauer 1980: 77-79).

Ethnologische Studien zeigten bereits Anfang des 20. Jahrhunderts, dass Vorstellungen von Elternschaft in nicht-europäischen Gesellschaften nicht (nur) auf den biologischen Tatsachen von Zeugung und Geburt beruhten (vgl. Lang und Wonneberger 2016; Wonneberger 2018). Auch soziale bzw. rechtliche oder religiöse Konstruktionen von Verwandtschaftsverhältnissen sind weltweit nicht selten, z.B. Patenschaften oder Adoption, die auch in unserer Gesellschaft vorkommen. Teilweise reicht in unseren modernen Gesellschaften die biologische Elternschaft nicht aus, um den Status von leiblichen Eltern zu erhalten, diese muss zusätzlich staatlich anerkannt werden (vgl. Lenz 2003: 489-490). Neben biologischen Komponenten spielen also auch rechtliche eine Rolle, um Familie bzw. Familienmitgliedschaften und Beziehungen zwischen den Mitgliedern zu begründen. Hinzukommen können soziale Beziehungen, bei denen die biologische, rechtliche und soziale Elternschaft nicht deckungsgleich sind (Stichwort: „fragmentierte Elternschaft“). Schließlich werden die Überschneidungen zwischen biologischen/genetischen, genealogischen, sozialen und rechtlichen Beziehungen noch komplexer, wenn die neuen Reproduktionstechnologien (heterologe Insemination, Leihmutterschaft etc.)

einbezogen werden, was nicht nur die Zahl an möglichen Familienformen in modernen Gesellschaften erhöht, sondern auch die Wissenschaft sowie die Gesetzgeber immer wieder veranlasst, Elternschaft bzw. Familie neu definieren zu müssen (vgl. Lenz 2003: 490; Haviland et al. 2011: 214-216). Wenn zu guter Letzt auch noch individual-psychologische Ansätze mit einbezogen werden, die hervorheben, dass jede Person, basierend auf der subjektiven Empfindung von Nähe, Zugehörigkeit usw. entscheiden kann, wer zur „wahrgenommenen Familie“ gehört – diese kann damit auch Freund:innen, Mitbewohner:innen, Haustiere o.ä. umfassen –, tritt die Komplexität der Konstruktion familiärer Mitgliedschaft noch deutlicher zu Tage (vgl. Kramlinger 2000; Jungbauer 2014; Neyer und Bien 1993: 27; Weidtmann 2018).

Fazit: Was ist Familie?

Auch am Ende unserer Ausführungen zu Familie können und wollen wir diese Frage nicht eindeutig beantworten. Denn aus all den benannten Eigenschaften von Familie ergibt sich eine letztlich so große Komplexität, dass es nicht verwundert, dass es das allgemeingültige, interdisziplinäre und interkulturelle Verständnis von Familie vermutlich gar nicht geben kann.

Trotz der Komplexität des Gegenstandes lassen sich dennoch einige Komponenten benennen, die Familie von anderen, ähnlichen Begriffen, insbesondere denen der Verwandtschaft, der Ehe, der Freundschaft und des Haushalts, abzugrenzen helfen. Und dies ist durchaus sinn-

voll, denn sonst würde der Begriff beliebig und der empirischen Wirklichkeit nicht gerecht: Denn Familie ist in allen Gesellschaften etwas, das eine Komponente der Exklusivität enthält, z.B. Rechte und Pflichten, die nur Familienangehörige haben, oder emotionale Qualitäten und Bindungen, die nur diese Mitglieder miteinander verbinden. Zu diesen Komponenten gehört u.a. Verwandtschaft, wobei mit Verwandtschaft an dieser Stelle nicht nur biologische Abstammung oder durch Ehe entstandene Beziehungen gemeint sind, sondern auch rechtliche bzw. gesellschaftlich akzeptierte wie z.B. bei Adoption. Auch auf die Bedeutung von Generationenbeziehungen bzw. -differenzierung sei hingewiesen: Familie meint in der Regel mindestens zwei Generationen, meist Eltern und Kinder (vgl. Lenz 2005: 12-13, 2003; Day 2010: 99-121, Nave-Herz 1994). Kinderlose Ehepaare wären also keine Familie, auch wenn sich individuelle Ansichten hiervon unterscheiden können (vgl. Lenz 2003: 494). Die Ehe wäre genauso wenig wie eine Geschlechtsdifferenzierung eine Voraussetzung für Familiengründung und kein konstituierendes Merkmal von Familie.

Letztlich läuft alles darauf hinaus festzustellen, dass es sich bei dem Begriff „Familie“ um einen so genannten „unscharfen Begriff“ handelt, der zwar einen prototypischen Kern aufweist, dessen Ränder jedoch offen bleiben müssen. Alles andere würde der Komplexität des Gegenstandes nicht gerecht.

Wenn individual-psychologische Ansätze einbezogen werden, tritt die Komplexität der Konstruktion familiärer Mitgliedschaft zu Tage.

Literatur

- Bernardes, Jon** (1985): „Family Ideology“: identification and exploration. In: *Sociological Review*, H. 33, S. 275-297.
- Bernardes, Jon** (1997/2001): *Family Studies*. An Introduction. London/New York. Nachdruck 2001.
- Budde, Gunilla** (2018): Familie im Fokus der Geschichtswissenschaften. In: Wonneberger, Astrid/Weidtmann, Katja/Stelzig-Willutzki, Sabina (Hrsg.): *Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick*. Wiesbaden, S. 149-174.
- Burkart, Günter** (2008): *Familiensoziologie*. Konstanz.
- Burr, Wesley R./Day, Randal D./Bahr, Kathleen S.** (1993): *Family Science*. Pacific Grove/California.
- Buske, Sybille** (2004): Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland 1900-1970. Göttingen.
- Cornwall, Marie** (2013): Religion and Family Research in the Twenty-First Century. In: Peterson, Gary W./Bush, Kevin R. Bush (Hrsg.): *Handbook of Marriage and the Family*, New York u.a., S. 637-655.
- Day, Randal D.** (2010): *Introduction to Family Processes*. New York/London.
- DWDS** (2016) Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart – Stichwort „Familie“. <http://www.dwds.de/wb/Familie> (zuletzt aufgerufen am 22.09.2016).
- Ember, Carol R./Ember, Melvin** (2011): *Cultural Anthropology*. Boston u.a.
- Gestrich, Andreas** (2003): Neuzeit. In: Gestrich, Andreas/Krause, Jens-Uwe/Mitterauer, Michael (Hrsg.): *Geschichte der Familie*. Stuttgart, S. 364-405.
- Gestrich, Andreas/Krause, Jens-Uwe/Mitterauer, Michael** (2003): *Geschichte der Familie*. Stuttgart.
- Haviland, William A./Prins, Harald E./McBride, Bunny/Walrath, Dana** (2011): *Cultural Anthropology. The Human Challenge*. Wadsworth.
- Jungbauer, Johannes** (2014): *Familienpsychologie kompakt*. Weinheim/Basel.
- Koppetsch, Cornelia** (2013): Wiederkehr des bürgerlichen Familienmodells? Die Zukunft der Geschlechter in der Klassengesellschaft von morgen. In: Krüger, Dorothea/Herma, Holger/Schierbaum, Anja (Hrsg.): *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognose*. Weinheim/Basel, S. 360-377.
- Kramlinger, Katharina** (2000): Gegenstands- und Begriffsdefinition der Familienpsychologie. In: Werneck, Harald/Werneck-Rohrer, Sonja (Hrsg.): *Psychologie der Familie – Theorien, Konzepte, Anwendungen*. Wien, S. 8-16.
- Krause, Jens-Uwe** (2003): Antike. In: Gestrich, Andreas/Krause, Jens-Uwe/Mitterauer, Michael (Hrsg.): *Geschichte der Familie*. Stuttgart, S. 21-159.
- Lang, Hartmut/Wonneberger, Astrid** (2016): The ethnographic validity of paternity denial (alias “Virgin Birth”). In: Wonneberger, Astrid Wonneberger/Gandelsman-Trier, Mijal/Dorsch, Hauke (Hrsg.): *Migration, Networks, Skills. Anthropological Perspectives on Mobility and Transformation*. Bielefeld, S. 149-179.
- Lenz, Karl** (2003): Familie – Abschied von einem Begriff? In: *Erwägen, Wissen, Ethik*, Jg. 14, H. 3, ABI/INFORM Collection, S. 485-498.
- Lenz, Karl** (2005): Familien als Ensemble persönlicher Beziehungen. In: Busch, Friedrich W./Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.): *Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung*, Oldenburg, S. 9-32.
- McCarthy, Jane Ribbens/Edwards, Rosalind** (2011): *Key Concepts in Family Studies*. Los Angeles u.a.
- Mitterauer, Michael** (1980): Problematik des Begriffs „Familie“ im 17. Jahrhundert. In: Rosenbaum, Heidi (Hrsg.): *Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen*, Frankfurt am Main, S. 128-151.
- Mitterauer, Michael/Sieder, Reinhard** (1991): *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*. München.

- Morgan, David H. J.** (1996): *Family Connections. An Introduction to Family Studies*. Cambridge.
- Nave-Herz, Rosemarie** (1994): *Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*. Darmstadt.
- Nave-Herz, Rosemarie** (2006): *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*. Weinheim/München.
- Nave-Herz, Rosemarie** (2014): *Familiensoziologie. Ein Lehr- und Studienbuch*. München.
- Neyer, Franz J./Bien, Walter** (1993): *Wohnverhältnisse junger Familien in Deutschland. Eine vergleichende Untersuchung der Wohnsituation junger Familien in Westdeutschland und Leipzig*. München.
- Segalen, Martine** (1987/1990): *Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie*. Frankfurt am Main/New York.
- Stelzig, Sabina/Weidtmann, Katja** (2023): *Familie in der postmigrantischen Gesellschaft. Einstellungen zum Familienleben in einer Großwohnsiedlung*. In: Wonneberger, Astrid/Stelzig, Sabina/Lölsdorf, Diana/Weidtmann, Katja (Hrsg.): *Werte und Wertewandel in der postmigrantischen Gesellschaft*. Wiesbaden, S. 145-186.
- Thomas, Yan** (1996): *Rom: Väter als Bürger in einer Stadt der Väter*. In: Burguière, André/Klapisch-Zuber, Christiane/Segalen, Martine/Zonabend, Françoise (Hrsg.): *Geschichte der Familie. Band 1: Altertum, Französische Originalausgabe 1986, Übersetzung der überarbeiteten Fassung von 1994*. Darmstadt, S. 16-90.
- Weidtmann, Katja** (2018): *Die Familie in der Psychologie*. In: Wonneberger, Astrid/Weidtmann, Katja/Stelzig-Willutzki, Sabina (Hrsg.): *Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick*. Wiesbaden, S. 209-248.
- Wonneberger, Astrid** (2018): *Die Familie als Gegenstand der Ethnologie*. In: Wonneberger, Astrid/Weidtmann, Katja/Stelzig-Willutzki, Sabina (Hrsg.): *Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick*. Wiesbaden, S. 175-208.
- Wonneberger, Astrid/Stelzig-Willutzki, Sabina** (2018): *Familie*. In: Wonneberger, Astrid/Weidtmann, Katja/Stelzig-Willutzki, Sabina (Hrsg.): *Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick*. Wiesbaden, S. 489-512.
- Zonabend, Françoise** (1996): *Über die Familie. Verwandtschaft und Familie aus anthropologischer Sicht*. In: Burguière, André / Klapisch-Zuber, Christiane/Segalen, Martine/Zonabend, Françoise (Hrsg.): *Geschichte der Familie. Band 1: Altertum, Französische Originalausgabe 1986, Übersetzung der überarbeiteten Fassung von 1994*. Darmstadt, S. 16-90.

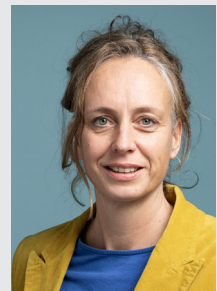
Astrid Wonneberger

PD Dr. Astrid Wonneberger ist Ethnologin und seit 2012 als Dozentin im Studiengang Angewandte Familienwissenschaften an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften sowie als Privatdozentin am Institut für Ethnologie der Universität Hamburg tätig. Nach jahrelangen ethnographischen Feldforschungserfahrungen in den Dubliner Docklands und der irischen Diaspora in den USA liegen ihre akademischen Schwerpunkte auf den Themen Familie, Verwandtschaft und community, Migration, Diaspora, Ethnizität und ethnologische Stadtforschung. Zusammen mit Prof. Dr. Katja Weidtmann und Dr. Sabina Stelzig gab sie 2018 den Sammelband „Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick“ heraus.



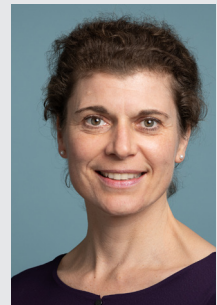
Sabina Stelzig

Dr. Sabina Stelzig promovierte nach ihrem Abschluss in Soziologie im Bereich Migration von Frauen und arbeitete an der Universität Hamburg und am Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitut (HWI) in den Bereichen Familie und Migration. Ab 2012 beteiligte sie sich am Aufbau des Masters Angewandte Familienwissenschaften an der HAW Hamburg und lehrt dort sowie im Bachelor-Studiengang Soziale Arbeit Soziologie und empirische Methoden. Ihre Interessenschwerpunkte liegen in den Bereichen Wandel und Vielfalt privater Lebensformen, Diversität und Migration sowie (mediale) Kommunikation. Sie gab 2018 den Sammelband „Familienwissenschaft. Grundlagen und Überblick“ heraus.



Katja Weidtmann

Prof. Dr. Katja Weidtmann war nach ihrem Studium der Psychologie und Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Universität Hamburg als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Medizinischen Fakultät sowie an der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, -psychotherapie und -psychosomatik des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf beschäftigt. Hier promovierte sie auch mit einer Evaluationsstudie der Spezialambulanz „Hochbegabten-Zentrum“. Nach Tätigkeiten als Schulpsychologin in Niedersachsen und Hamburg sowie in einer Praxis für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie wurde sie 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der HAW Hamburg. Seit 2016 ist sie dort Professorin für Familienpsychologie und Familienberatung und Leiterin des Masters Angewandte Familienwissenschaften.



REZENSIONEN

Familienbildung

Praxisbezogene, empirische und theoretische Perspektiven



Ute Müller-Giebeler |
Michaela Zufacher (Hrsg.)

**Familienbildung –
Praxisbezogene, empirische
und theoretische Perspektiven**

BELTZ JUVENTA

Müller-Giebeler, Ute;
Zufacher, Michaela
(Hrsg.): Familienbildung
– Praxisbezogene, empirische und theoretische
Perspektiven. Weinheim
2022.

Die Familienbildung erfährt aktuell nicht zuletzt aufgrund der zunehmenden Diversität von Familien und durch die steigende Zahl von Familien mit Migrations- oder Fluchtkontext neue politische Aufmerksamkeit. Dieser neue Fokus steht in Verbindung mit wachsenden Ansprüchen an die Familienbildung wie etwa der Einbeziehung neuer Zielgruppen, der Integration neuer Themen und der Beachtung neuer Bedarfe. So geht beispielsweise aus dem neunten Familienbericht und der zugehörigen Stellungnahme der Bundesregierung hervor, dass Familien-

bildung durch niedrigschwellige Angebote verstärkt den Kontakt zu schwer erreichbaren Familiengruppen mit Flucht- oder Migrationshintergrund herstellen soll. Zudem sollen auch Trennungsfamilien zukünftig in den angebotenen Themen

stärkere Berücksichtigung finden (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2021). Diesen zunehmenden Anforderungen gegenüber stehen die zu einem großen Teil prekären Beschäftigungsverhältnisse, welche die Familienbildung als schlecht bezahltes Arbeitsfeld mit wenig hauptberuflich Beschäftigten und keiner Qualifikationsmöglichkeit kennzeichnen. Hinzu kommt, dass Familienbildung in einem Spannungsfeld zwischen Erwachsenenbildung, Jugendhilfe und Markt angesiedelt ist und in der wissenschaftlichen Forschung wenig Interesse erfährt. Um diese aktuellen Entwicklungen und Herausforderungen zu thematisieren haben Ute Müller-Giebeler und Michaela Zufacher den Sammelband „Familienbildung – Praxisbezogene, empirische und theoretische Perspektiven“ herausgegeben. Die enthaltenen Aufsätze geben dabei einen umfassenden Überblick von der Entstehung der Familienbildung über aktuelle Schwerpunkte hin zu zukünftigen Perspektiven der Familienbildung.

Der Sammelband besteht aus mehr als 30 Beiträgen, die sich in

zehn inhaltliche Abschnitte gliedern. Am Ende des Werkes gibt ein Autor*innenverzeichnis Auskunft zur beruflichen Position und den Forschungsinteressen bzw. dem Tätigkeitsfeld der beteiligten Personen. Die Autorenschaft stellt dabei eine gelungene Mischung aus Wissenschaft und Praxis dar, da sowohl Personen, die zum Thema Familienbildung forschen und lehren, als auch Menschen, die direkt im Bereich der Familienbildung tätig sind, zum Sammelband beigetragen haben. Den inhaltlichen Beiträgen vorangestellt ist eine Einführung in die Thematik, die in ein kurzes Vorwort der beiden Herausgeberinnen sowie in eine Einleitung unterteilt ist. Dabei stellen Ute Giebeler-Müller und Michaela Zufacher die aktuelle Lage der Familienbildung in Deutschland dar und sprechen zu beobachtende Herausforderungen an. Außerdem geben sie einen Überblick über die Struktur des Werkes, wobei sie die einzelnen Unterkapitel jeweils knapp zusammenfassen.

Der inhaltliche Teil beginnt mit einer Darstellung der rechtlichen, strukturellen und finanziellen Rahmenbedingungen der Familienbildung. Dabei erhält die Leserschaft Einblick in die Trägerstruktur und das Arbeitsfeld der Familienbildung, das zwischen Kinder- und Jugendhilfe einerseits und Erwachsenenbildung andererseits angesiedelt ist. Der Fokus dieses Abschnittes liegt auf Familienbildung in Nordrhein-Westfalen, was sich zum Teil auch in den weiteren Kapiteln des Werkes fortsetzt. Dieser Blickwinkel ist angesichts der beruflichen Positionen der beiden Herausgeberinnen, die an der TH

Köln tätig sind, nicht verwunderlich, allerdings wären detailliertere Einblicke in die Familienbildungssituation in anderen Bundesländern für Leser*innen aus anderen Regionen Deutschlands an manchen Stellen interessant und wünschenswert.

An dieses Unterkapitel schließen sich Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung der Familienbildung und zu theoretischen Zugängen an. Hier wird deutlich, dass Familienbildung ein Bereich ist, der historisch von Frauen dominiert wird. Während die Entstehung der Familienbildung insbesondere durch Pionierinnen, die einen für die damalige Zeit neuen, selbstbestimmten Weg zumeist ohne eigene Familie gegangen sind, vorangetrieben und geleistet wurde, war Familienbildung in den letzten Jahrzehnten vor allem durch nebenberuflich oder auf Honorarbasis tätige Frauen geprägt. Diese von Unsicherheit geprägten Erwerbsmöglichkeiten im Bereich der Familienbildung werden an mehreren Stellen im Buch aufgegriffen. Diesen prekären Beschäftigungsmöglichkeiten steht eine zunehmende Erwerbsbeteiligung der Frauen gegenüber, die sich nicht nur darin äußert, dass mehr Frauen arbeiten, sondern auch darin, dass Frauen sich zunehmend Arbeitsverträge mit einem größeren Stundenumfang wünschen und eher weniger (unsichere) Honorartätigkeiten. Der Sammelband verdeutlicht mehrmals eindringlich, dass diese Abweichung zwischen Arbeitsangebot und nachfrage mittelfristig zu der Ent-

Diese von Unsicherheit geprägten Erwerbsmöglichkeiten im Bereich der Familienbildung werden an mehreren Stellen im Buch aufgegriffen.

stehung eines Fachkräftemangels in der Familienbildung führen kann. Ein anderes Thema, das ebenfalls mehrere Beiträge des Bandes aus unterschiedlichen Blickwinkeln aufgreifen, ist die Ungleichheit in der Familienbildung, d. h., dass nicht alle Familien gleichermaßen erreicht werden. Um dieser Divergenz zu begegnen, wird in diesem Unterkapitel zunächst ein sozialraumtheoretischer Ansatz vorgestellt, der zwischen physischer und sozialer Distanz differenziert. Weitere Konzepte, um Familienbildung diversitäts- und migrations-sensibel zu gestalten, finden sich in anderen Abschnitten wieder.

Die beiden Schwerpunktthemen des Sammelbands sind die „Politische Familienbildung“ und der Bereich „Profession und Professionalisierung in der Familienbildung“.

Auch wird der Frage nachgegangen, ob didaktische Konzepte der 1970er und 1980er Jahre für die Gegenwart relevant sind.

Die politische Familienbildung wird dabei aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet: Der erste Beitrag dieses Unterkapitels untersucht, ob die hohen Ansprüche, welche die Politik an die Familienbildung im Hinblick auf die politische Bildung stellt, in der Praxis erfüllt werden bzw. unter den gegebenen Rahmenbedingungen überhaupt erfüllt werden können. Anschließend erfolgt eine Bestandsaufnahme von Angeboten, die dem Bereich der politischen Familienbildung zuzuordnen sind. Auch wird der Frage nachgegangen, ob didaktische Konzepte der 1970er und 80er Jahre für die Gegenwart relevant sind und es wird der Bezug zu einer diversitätssensiblen Familienbildung in der Migra-

tionsgesellschaft hergestellt. Beim Schwerpunktthema „Profession und Professionalisierung in der Familienbildung“ werden die bereits in der Einführung verdeutlichten Konfliktlinien, die sich aus der Angliederung der Familienbildung an die Erwachsenenbildung und die Kinder- und Jugendhilfe sowie die fehlende konkrete Qualifizierungsmöglichkeit für Tätigkeiten in der Familienbildung ergeben, aufgegriffen und fortgeführt. Dabei wird u. a. auch eine Verbindung zwischen der Sozialraumsensibilität und der Professionalisierung der Familienbildung hergestellt.

Über den Tellerrand der Familienbildung hinaus lassen die Beiträge des Abschnitts „Empirische Zugänge“ blicken, der Aufsätze zu unterschiedlichen Bereichen innerhalb der Familienbildung und auch zu angrenzenden Themenbereichen enthält. So stellt der erste Beitrag dieses Unterkapitels neuere Entwicklungen und Erkenntnisse der Familienforschung vor. Nach Meinung des Autors sind die aktuellen Befunde zur Struktur und den Vorstellungen und Bedarfen der Familien eine wichtige Grundlage für die Weiterentwicklung der Familienbildung, wobei gegenwärtig vor allem der „Doing family“-Ansatz praxisnahe Anschlussmöglichkeiten bietet. Daneben werden in diesem Abschnitt u. a. auch aktuelle, aus dem Jahr 2020 stammende Daten zur Situation der Familienbildung in Deutschland präsentiert. Diese zeigen, dass die Anbieter von Familienbildung ihr Angebot an die Lebensrealitäten der Familien in Deutschland anpassen und neue thematische Schwerpunkte ebenso wie neue Zugänge und neue For-

mate aufgreifen. Als konkretes Beispiel hierfür wird in einem anderen Aufsatz die Implementierung eines Familienservices im Landkreis Rostock beschrieben. Andere Beiträge in diesem Abschnitt thematisieren das Bild erziehungsinkompetenter Eltern, das durch die medialen Berichterstattungen zu Kindeswohlverletzungen und -tötungen entstanden ist, und der (Re)Produktion von Geschlechtsstereotypen in der Familienbildung. Auch werden Übergänge (z. B. in Elternschaft) und deren Anforderungen an die Familienbildung behandelt. Kritisch wird dabei angemerkt, dass Familienbildung immer mehr der Optimierung der elterlichen Bildungs- und Erziehungskompetenzen dient und die Aufgabe, die Eigensinnigkeit der Familien zu unterstützen, gleichzeitig in den Hintergrund gerät.

Wie auch in den anderen Abschnitten des Buches liegt der Fokus im Unterkapitel „Institutionelle und organisatorische Konzepte, Arbeits- und Handlungsfelder und Adressat*innen der Familienbildung“ auf Nordrhein-Westfalen und stellt zu Beginn die dort in den letzten Jahren geschaffenen Familienzentren vor. Die zweite Institution, die genauer betrachtet wird, sind Mehrgenerationenhäuser, die für alle Generationen niedrigschwellige Freizeit-, Bildungs- und Unterstützungsangebote bereithalten. Daneben stehen Väter im Fokus dieses Unterkapitels. Zunächst stellt ein Beitrag die Annäherung zwischen Familienbildung und Vätern vor und beleuchtet dabei kritisch, dass die Entwicklung der Familienbildung den Anforderungen der Familien z.

B. auch im Hinblick auf digitale Angebote hinterherhinkt. Ein weiterer Aufsatz beleuchtet Väter vor dem Hintergrund von Migration und Diversität. Der letzte Artikel dieses Abschnitts plädiert dafür, dass kindliche und kinderrechtliche Perspektiven im Bereich der Familienbildung eine größere Rolle spielen sollten.

Im Abschnitt zu „Themen, Formate, Didaktik und Methoden der Familienbildung“ werden zunächst die Eltern-Kind-Kurse, die von der Erzdiözese Köln e. V. angeboten werden und für die ersten drei Lebensjahre konzipiert sind, vorgestellt. Ein weiterer Beitrag wirbt für den Einsatz von Ritualen in der Familienbildung, um Übergänge für Eltern und Familien leichter zu gestalten. Auch wird näher auf Elternbegleiter*innen eingegangen. Abschließend wird ein Lehrforschungsprojekt zu aufsuchenden Familienbildungsangeboten vorgestellt. Es zeigt sich, dass der im Rahmen des Projekts begleitete Sozialraumbus den Zugang zu ortsgebundenen Familienbildungseinrichtungen erleichtern kann.

Am Ende des Sammelbands werden aktuelle Herausforderungen und Perspektiven für die Familienbildung thematisiert. Zunächst wird dabei auf die Corona-Pandemie und die mit ihr verbundenen Einschränkungen und Belastungen eingegangen. Der zweite Beitrag greift mit der Diversitätssensibilität ein Thema auf, das auch in anderen Unterkapiteln des Buches behandelt wird. Die letzten beiden Aufsätze schließlich gehen auf die Digitalisierung der Familien-

Am Ende des Sammelbands werden aktuelle Herausforderungen und Perspektiven für die Familienbildung thematisiert.

bildung selbst und die Behandlung von digitalen Dingen, wie etwa smarten Lautsprechern, im Rahmen von Familienbildungsangeboten ein.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Sammelband „Familienbildung – Praxisbezogene, empirische und theoretischen Perspektiven“ einen umfassenden Überblick über die Familienbildung als Arbeits-, Bildungs- und Forschungsbereich gibt. Es werden aktuelle Zahlen, Entwicklungen und

Herausforderungen für eine interessierte Leserschaft verständlich präsentiert. Auch wird ein Ausblick auf die Zukunft der Familienbildung gegeben, die von zunehmenden Anforderungen in den Bereichen

Digitalisierung, Diversitätssensibilität und Fachkräftemangel geprägt sein wird. Durch die fachliche Vielfalt der Autor*innen werden in allen Unterkapiteln des Buches unterschiedliche Perspektiven eingenommen, was zu einem gelungenen Gesamtwerk beiträgt. Aus Sicht einer empirischen Forscherin ist zudem erwähnenswert, dass mit qualitativen Inhaltsanalysen und Interviews, quantitativen Befragungen und Bildinterpretationen unterschiedliche Methoden der empirischen Sozialforschung im Band repräsentiert sind. Auch enthält jeder Beitrag eine umfangreiche Literaturliste, die versierten Leser*innen als Ausgangspunkt für eine weitere Lektüre dienen kann.

Der einzige nennenswerte Kritikpunkt an diesem Werk ist die Tatsache, dass der Fokus stark auf

der Familienbildung in Nordrhein-Westfalen liegt. Dies ist aufgrund der beruflichen Tätigkeiten der beiden Herausgeberinnen nicht verwunderlich, an manchen Stellen wäre ein Vergleich zur Situation der Familienbildung in anderen Bundesländern oder auch eine internationale Perspektive aber durchaus interessant und würde einen Mehrwert bieten.

Davon abgesehen ist die Lektüre dieses Sammelbands aber ohne Einschränkungen zu empfehlen. Dabei bietet das Werk einen guten thematischen Einstieg für Personen, die sich neu mit dem Bereich Familienbildung beschäftigen, und ist durch die große Bandbreite an Aufsätzen zugleich aber auch für Menschen interessant, die schon länger im Bereich der Familienbildung oder Familienbildungsplanung) tätig sind, dazu forschen oder lehren.

Dr. Veronika Hecht, Eichstätt

Literatur

Bundesministerium für Familie, Senioren,

Frauen und Jugend (2021): Neunter Familienbericht: Eltern sein in Deutschland – Ansprüche, Anforderungen und Angebote bei wachsender Vielfalt mit Stellungnahme der Bundesregierung (Drucksache 19/27200). Online verfügbar unter <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/179392/195baf88f8c3ac7134347d2e19f1cdc0/neunter-familienbericht-bundestagsdrucksache-data.pdf> (zuletzt aufgerufen am 6.6.2023).

Müller-Giebeler, Ute; Zufacher, Michaela (Hrsg.) (2022): Familienbildung - Praxisbezogene, empirische und theoretische Perspektiven. Weinheim.

Dabei bietet das Werk einen guten thematischen Einstieg für Personen, die sich neu mit dem Bereich Familienbildung beschäftigen.

Die Ehe in Deutschland

Eine soziologische Analyse über Wandel, Kontinuität und Zukunft

„Bislang wurde in der Soziologie die Ehe vornehmlich im Hinblick auf die Familie untersucht, oder es wurden nur spezielle Einzelprobleme von Ehebeziehungen behandelt. Die Ehe als eigenständige Lebensform mit ihrer eigenen Sinnzuschrift wurde bisher aus soziologischer Sicht nicht beschrieben und analysiert.“ (9). Aus diesem bezeichnenden Befund leitet Rosemarie Nave-Herz das Ziel der zu besprechenden Publikation ab: einen Überblick über die zahlreichen Facetten der Lebensform Ehe zu geben, um dabei insbesondere aktuelle Fragen aufzugreifen und schließlich einen Ausblick auf ihre Zukunft zu wagen. Als Soziologin, die 1974 den ersten Lehrstuhl für Soziologie erhielt, in dessen Denomination „Familiensoziologie“ explizit mit aufgenommen wurde, bringt die Verfasserin hierfür Expertise par excellence mit.

Ein kurzer Blick in das Inhaltsverzeichnis des Buches genügt, um sich der vielfältigen Aspekte bewusst zu werden, die sich mit der Lebensform Ehe verbinden. In insgesamt 14 Kapiteln werden ganz unterschiedliche Themenfelder abgeschritten. Am Schluss finden sich

ein Anhang mit Grafiken, ein reichhaltiges Literaturverzeichnis sowie ein Abbildungs- und Tabellenverzeichnis.

Die ersten drei Kapitel nehmen eine besondere Stellung ein, insofern sie den Begriff und das Phänomen Ehe grundsätzlich aufschließen. Sie machen ca. ein Drittel des Buches aus. Im ersten Kapitel wird erläutert, warum eine abstrakte Definition von Ehe nicht zielführend ist. Folgt man nämlich Friedrich Nietzsche, dann sind Begriffe, in denen historische Prozesse zusammengefasst werden, eigentlich undefinierbar. Nur am Rande sei bemerkt, dass dies z.B. auch auf den Begriff „Religion“ zutrifft. Auch er ist kaum definierbar, was ganz wesentlich damit zu tun hat, dass sich in ihm eine vielgestaltige Realgeschichte spiegelt. Nave-Herz bleibt aber nicht bei definitorischen Schwierigkeiten stehen, sondern lenkt stattdes-



Nave-Hertz, Rosemarie (Hrsg.): Die Ehe in Deutschland. Eine soziologische Analyse über Wandel, Kontinuität und Zukunft. Opladen, Berlin, Toronto 2022.

sen das Augenmerk auf essentielle Kriterien, die in allen historischen Epochen und in allen Kulturen mit Ehe verknüpft waren wie z.B. die Anerkennung als soziale Institution, die öffentliche Bekundung der Eheschließung und der Verweis der Ehe auf die Familie.

Das zweite Kapitel ist einer soziologischen Analyse der Bedeutungszuschreibungen von Ehe gewidmet. Wie so oft hilft der historische Abstand, um die Nichtselbstverständlichkeit

In der Konsequenz etablierte sich in Deutschland das bürgerliche Ehemodell als Ideal, das rund 200 Jahre Bestand hatte.

dessen, was heute selbstverständlich erscheint, wahrzunehmen. So wird etwa festgehalten, dass die Eheschließung ursprünglich ein rein privater Akt war, also weder einer staatlicher

noch ein kirchlicher (vgl. 16). Dies änderte sich im Laufe der Zeit, bedingt durch unterschiedliche Faktoren. Namhaft zu machen sind das Christentum mit seinen unterschiedlichen Verständnissen von Ehe im Katholizismus und im Protestantismus, die Leitidee der romantischen Ehe als einzig legitimer Heiratsgrund und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Ausbildung des staatlichen Monopols in Bezug auf die Eheschließung („Ziviltrauung“) und die Definition dessen, was überhaupt als Ehe gelten kann. In der Konsequenz etablierte sich in Deutschland das bürgerliche Ehemodell als Ideal, das rund 200 Jahre Bestand hatte. Es war klar patriarchal geprägt, bis hinein in die sexuellen ehelichen Beziehungen. Noch 1966 urteilte der Bundesgerichtshof, dass die Frauen den Beischlaf in Opferbereitschaft

zu gewähren habe und es ihr verboten sei, Gleichgültigkeit oder Widerwillen zur Schau zu stellen (vgl. 33). Über das darin zum Ausdruck kommende Frauenbild kann man heute nur entsetzt sein.

Das dritte Kapitel erschließt die Situation der Ehe in der Gegenwart. Es wird u.a. dargestellt, wie sehr sich seit Mitte der 1970er-Jahre die Bedeutungszuschreibungen an die Ehe verändert haben mit dem Ergebnis, „dass es gegenwärtig keine einheitliche Bedeutungszuschreibung an die Ehe in Deutschland gibt“ (50). Die katholische Kirche, die eine starke Stütze des bürgerlichen Ehemodells war, muss seit geraumer Zeit zur Kenntnis nehmen, dass die Akzeptanz ihrer sexualmoralischen Vorschriften bezüglich der Ehe weitestgehend zusammengebrochen ist. Bemerkenswert ist, dass der Zusammenhang von Ehe und Familie sich zwar gelockert hat, für viele Eheschließende aber bis heute besteht (vgl. 51).

Die weiteren Kapitel beleuchten diverse Themenfelder: Gleichheit und Differenz in Bezug auf Ehe und Nichteheliche Lebensgemeinschaft, eheliche Partnerwahl, Eheschließung, Phasen der Ehe, das Prinzip der Liebesheirat und sein Einfluss auf die Ehestabilität, eheliche und außereheliche sexuelle Beziehungen, das eheliche Gespräch, Gewalt in der Ehe, die Ehe als Arbeitsgemeinschaft, Ehescheidungsursachen. Gegen Ende des Buches werden die Kapitel deutlich kürzer als zu Beginn.

Jedes Kapitel bietet wichtige Klärungen und bisweilen überraschende Einsichten. Hier kann nur exemp-

larisch auf einige verwiesen werden. Es wird aufgewiesen, dass arrangierte Ehen – ein in unserem Kulturkreis inakzeptables Modell – eine hohe Stabilität gewährleisten. Ob umgekehrt das Modell der freien Partnerwahl so frei ist, wie es scheint, darf mit einem Fragezeichen versehen werden. De facto nämlich „entpuppt sich die romantische Liebe – unter makrosoziologischem Aspekt – als neues Regulierungsmedium zur Stabilisierung der sozialen Milieus bzw. der bestehenden sozialen Schichtung“ (77). Durch Heirat werden also soziale Schichten füreinander gerade nicht durchlässiger, im Gegenteil, sie verfestigen sich. Noch in anderer Hinsicht ist die romantische Ehe ambivalent: Auf der einen Seite ist sie zentraler Stabilitätsanker in der ehelichen Beziehung, auf der anderen Seite gerät sie zu einem nicht unwesentlichen Faktor für Ehescheidungen, insofern sie die Erwartungen an die Ehe in die Höhe treibt. Die im Vergleich zu früher deutlich gestiegenen Ansprüche können vom Partner bzw. der Partnerin im Alltag kaum eingelöst werden, was zu Frustration führt. Differenziert ist schließlich auch der Anstieg der Kinderlosigkeit zu betrachten. Sie ist vor allem ungewollt, bedingt u.a. durch lange Ausbildungszeiten und angespannte berufliche Phasen, die dazu führen, dass die Einlösung des Kinderwunsches immer weiter verschoben wird (vgl. 87–96).

Einen interessanten Schlussakzent setzt das 14. Kapitel. Hier wagt die Verfasserin – mit der gebotenen Vorsicht – eine Prognose über die Zukunft des Systems Ehe. Zu rechnen ist mit einem Nebenei-

lander von Ehe und Nichtehelicher Lebensgemeinschaft, wobei Erstere quantitativ weiter abnehmen dürfte. Zu rechnen ist ferner mit einem weiteren Anstieg der Ehescheidungen. Trotzdem wird die Ehe als Lebensform nicht marginalisiert werden, weil von ihr „die Erfüllung bestimmter sozialer Bedürfnisse erwartet wird“ (167). Zugleich ist von Strukturveränderungen auszugehen, die insbesondere die Erwerbstätigkeit beider Ehepartner betreffen.

Fazit: Wer sich über die Situation der Ehe in Deutschland informieren will, hat mit diesem Buch ein äußerst solides Kompendium an der Hand. Es überzeugt durch klare Gedankenführung, unprätentiöse Sprache, belastbare Daten und Fakten sowie sorgfältig abgewogene Urteile. Einzig die Grafiken im Anhang bedürften einer Überarbeitung: Vermutlich waren sie ursprünglich in Farbe gehalten und mussten für die Drucklegung in Grautöne überführt werden. Darunter leidet die Lesbarkeit. Die historischen Rückblenden ermöglichen es, den Wandel dessen, was Ehe jeweils ausmacht, nachzuverfolgen. Neben den weiter oben erwähnten Themen kommt eine Vielzahl anderer Aspekte in kompakter Darstellung zur Sprache wie Wahl des Nachnamens, Ehemündigkeit, juristische Folgen des Eheschlusses, Gewalt in der Ehe, (noch immer asymmetrische) Aufteilung der hauswirtschaftlichen Arbeiten und Ehescheidungsursachen. Wer sich in das

*Einen interessanten
Schlussakzent setzt das
14. Kapitel. Hier wagt
die Verfasserin eine Pro-
gnose über die Zukunft
des Systems Ehe.*

Buch vertieft, gewinnt nicht nur ein differenziertes Bild über die Lebensform Ehe, sondern wird auch Vorurteilen, die mit diesem Thema verbunden sind (z.B. die Auffassung, die gestiegene Kinderlosigkeit sei Ausdruck eines gewachsenen He-

donismus), entgegentreten können. Allen, die sich mit der Lebensform Ehe befassen, kann das Buch nur nachdrücklich zur Lektüre empfohlen werden.

Prof. Dr. Ulrich Kropač, Eichstätt

Lebensphasen verstehen und gestalten

Ressourcenorientierte Impulse zur Neuorientierung

Christine Behrens hat mit ihrem Buch einen anregenden Leitfaden geschaffen, der einerseits dazu beiträgt, die verschiedenen Lebensphasen und die damit verbundenen Herausforderungen zu verstehen. Andererseits fordert er aber auch auf, diese als Möglichkeiten für die eigene, individuelle Entfaltung und Weiterentwicklung zu nutzen. Sie betrachtet das Leben als eine komplexe und individuelle Reise, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten von vielfältigen Herausforderungen geprägt ist. Dabei legt die Autorin großen Wert darauf, dass die Leser und Leserinnen ihre eigenen Werte, Bedürfnisse und Weltanschauungen reflektieren. Sie ermutigt sie diese, sich intensiv mit ihrer individuellen Lebensgeschichte auseinanderzusetzen. Denn anstehende Fragen können dadurch leichter erkannt und überdacht werden, um so ein bewusstes und selbstbestimmtes Leben zu gestalten.

In ihrem Buch wird eine Lebensspannenperspektive ab dem 27. Lebensjahr verfolgt. Behrens betont dabei, dass die Entwicklung im Laufe des Lebens ein Zusammenspiel von Gewinnen und Verlusten ist, wobei jeder Altersbereich seine eigenen ty-

pischen Anforderungen, Ziele und Ressourcen hat. In den einzelnen Kapiteln analysiert sie die Potenziale, die sich in den verschiedenen Lebensphasen entfalten können. Zusätzlich integriert die Autorin an unterschiedlichen Stellen Konzepte der Transaktionsanalyse sowie weitere Formate und Methoden. Sie stützt sich für die Einteilung und Interpretation auf eine Vielzahl unterschiedlicher Studienergebnisse und ergänzt diese mit ihrer eigenen Beratungserfahrung als Theologin und Transaktionsanalytikerin. So gelingt es ihr, komplexe Themen verständlich darzustellen und den Lesenden einen umfassenden Einblick in die verschiedenen Lebensphasen zu geben. Nach einem Überblick verschiedener Betrachtungsweisen der Lebensphasen – angefangen von der Antike bis hin zu den Forschungen von Jane Loevinger und Lawrence Kohlberg – ist das



BELTZ JUVENTA

Behrens, Christine: Die Lebensphasen verstehen und gestalten. Ressourcenorientierte Impulse zur Neuorientierung. Weinheim 2023.

Buch in zwei Kapitel unterteilt: Im ersten widmet sich Behrens dem Erwachsenenalter und behandelt hier sowohl das frühe Erwachsenenalter (28-40 Jahre) als auch das mittlere Erwachsenenalter (40-59 Jahre).

Im zweiten Kapitel mit dem Titel "Das Alter: Wann ist jemand alt?" setzt sie ihre Betrachtungen fort und unterteilt diese Phase in das junge Alter (65-80 Jahre) und das hohe Alter (ab 80 Jahren). Durch diese klare Aufteilung ermöglicht es die Autorin den Lesenden, sich gezielt mit den jeweiligen Lebensabschnitten auseinanderzusetzen. Im

Anschluss erläutert sie ausgewählte Modelle, die insbesondere auf der tiefenpsychologischen Entwicklungstheorie von Erik H. Erikson und den Konzepten der Transaktionsanalyse beruhen. Im Abschnitt

über das frühe Erwachsenenalter (28-40 Jahre) greift Behrens den Begriff der "Rushhour" auf. Dieser verdeutlicht, dass in dieser Phase die zentralen Lebensaufgaben wie Partnersuche, Familiengründung, Kindererziehung und beruflicher Erfolg eng aufeinandertreffen. Es geht darum, langfristige Lebensereignisse in verschiedenen Bereichen in die richtigen Bahnen zu lenken. Die zentrale Frage lautet dabei: "Wie will ich leben, und was will das Leben wohl von mir?" (S.27).

Das mittlere Erwachsenenalter (39-64 Jahre) wird als die längste Übergangsphase im Lebensverlauf beschreiben. Es kommt zum Statuswechsel in der Familienentwicklung und der beruflichen Karriere. Außer-

dem wird diese Zeit oftmals von der Pflege der Eltern begleitet. Menschen in der Lebensmitte fragen sich: "Was ist jetzt das Besondere, das noch kommt?" (S.51). Behrens spricht von neuen Zielsetzungen und Strategien, die in dieser Phase Energie und Disziplin erfordern, um die Vorteile daraus zu ziehen. Eine Neubewertung der eigenen Werte ist sinnvoll, um den Rest des Lebens mit einer erfüllten Perspektive zu gestalten. Die Vielfalt und Verdichtung der gleichzeitigen Entwicklungen macht die damit Lebensmitte zur intensivsten und anspruchsvollsten Phase und einer Zeit der Bilanzierung.

Als junges Alter bezeichnet Behrens die Phase zwischen 60-85 Jahren. Sie weist auf die oft stereotype Darstellung alter Menschen in den Medien als schwach und belastend hin. Die Autorin fordert dazu auf, diese Lebensphase genauer zu betrachten und Chancen zu erkennen. Denn mit dem Fortschritt in Medizin und Technik hat sich auch die Bewältigung der altersspezifischen Anforderungen stark verbessert. Das Älterwerden wird als ein dynamischer Prozess bezeichnet, der auf die kommenden Lebensphasen einstimmt und individuell gestaltet werden kann. Zudem geht sie auf die Aspekte des Älterwerdens wie Flexibilität, Kontrolle und gemischte Gefühle ein. So ermöglicht z. B. eine positive Einstellung ein gesundes und erfüllendes Leben, das trotz nachlassender Ressourcen aktiv gestaltet werden kann.

Im Abschnitt über das hohe Alter (80+) liefert ein Interview mit Prof. Dr. Rainer Wirth (Präsident der Deutschen Gesellschaft für Geriatrie) ergänzend wertvolle Einblicke zum

Die Autorin fordert dazu auf, die Lebensphase des jungen Alters (60-85 Jahre) genauer zu betrachten und Chancen zu erkennen.

Thema Altern. Als entscheidende Komponenten hebt Behrends den Lebensrückblick und das bio-grafische Erzählen hervor. Die Tatsache, dass der Großteil des eigenen Lebens bereits hinter dem Menschen liegt, lässt die vergangenen Erinnerungsstücke weitaus größer erscheinen als die Zukunftsperspektive. Dieses Spannungsfeld verknüpft sich mit der Herausforderung, sich mit dem eigenen Tod auseinanderzusetzen. Für den Übergang vom „irdischen in einen anderen Daseinsbereich“ (S.115) kommt die Leiterin eines Hamburger Hospizes zu Wort. Unter anderem geht sie r der Frage nach, was Menschen am Ende des Lebens möglicherweise bereuen. Mit den Ausführungen zur bezogenen Autonomie am Lebensende und dem lebenslangen Lernen schließt dieses Kapitel ab.

Die gut aufbereitete Darstellung der unterschiedlichen Lebensphasen, beginnend mit „Kurz-info: Daten und Fakten“ und gefolgt von charakteristischen Themen, machen das Buch anschaulich und auch für Laien gut lesbar. Dabei tragen die eingefügten Beispiele wie „Simone, 45 Jahre“ zur Veranschaulichung und besseren Nachvollziehbarkeit bei.

Es gilt anzumerken, dass das frühe Erwachsenenalter durch das unerwartete Interview mit einer Therapeutin zum Thema Paartherapie unterbrochen wird – ohne eine klare Erklärung dafür zu erhalten. Zwei weitere Fachinterviews ergänzen zusätzlich den letzten Lebensabschnitt. Eine stimmige Hinführung bei der Integration des Interviews wäre wünschenswert gewesen. Zudem stellt sich die Frage, warum ge-

rade nur für diese Lebensbereiche weitere Experten und Expertinnen zu Wort gekommen sind und nicht einheitlich für alle.

Insgesamt wird das Buch als empfehlenswerter Begleiter sowohl im professionellen Beratungskontext als auch für den Laien die eigene Selbstreflexion und Persönlichkeitsentwicklung bewertet. Es liefert wertvolle Denkanstöße und veranschaulicht individuelle Entwicklungsprozesse. Eine optimistische Herangehensweise und fundierte Analysen der Autorin verdeutlichen, dass jedwede Lebensphase eine Chance für persönliches Wachstum und Erfüllung darstellt. Sie ermutigt die Lesenden die Herausforderungen der jeweiligen Lebensphasen anzunehmen und Potentiale zu entfalten, um ein erfülltes Leben zu führen.

Alexandra Hoff-Ressel, Eichstätt

*Mit den Ausführungen
zur bezogenen Auto-
nomie am Lebensende
und dem lebenslangen
Lernen schließt dieses
Kapitel ab.*

Kein Ruhestand

Wie Frauen mit Altersarmut umgehen



Götz, Irene (Hrsg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. München 2019.

Die Diskussion darüber, ob die gesetzliche Rente in Deutschland Sicherheit im Alter bietet, geht bis in die 1970er Jahre zurück. Im Rahmen des Bundestagswahlkampfes 1986 taucht der Slogan „Die Rente ist sicher“ auf und entfacht Diskussionen. Heute, knapp 40 Jahre später, ist die Sicherheit der gesetzlichen Altersrente immer noch ein viel diskutiertes Thema. Insbesondere das Phänomen Altersarmut ist in den letzten Jahren stärker in den Blickpunkt

der Öffentlichkeit gerückt. Zwar ist Altersarmut oft unsichtbar, aber sie ist in der heutigen Gesellschaft präsent. Studien, die Altersarmut untersucht haben, zeigen auf, dass die Reformierung des Arbeitsmarkts und der Sozialversicherungssysteme als Hauptursachen für Altersarmut gelten. Darüber hinaus sind insbesondere alleinstehende Frauen von Armut im Alter betroffen. Denn in prekären Beschäftigungsformen wie

Mini-Jobs oder Teilzeitarbeitsmodelle sind Frauen häufiger zu finden als Männer. Hinzu kommen Erwerbslücken wegen Kindererziehung oder der Pflege von Angehörigen. Dies führt zu niedrigerer Rente und beeinflusst den Lebensstandard von Frauen im Alter.

Trotz der Präsenz des Themas Altersarmut sind die Lebensbedingungen und Bewältigungsstrategien von Betroffenen, insbesondere von alleinstehenden Frauen in großen, teuren Städten kaum untersucht worden. Vielen ist nicht bekannt, wie diese Frauen ihren Alltag trotz knapper finanzieller Mittel bewältigen. Selbst im engeren Familienkreis bleibt Altersarmut oftmals verborgen. Der zu besprechende Sammelband will diese Lücke schließen, indem er in die Lebensführung von alleinstehenden Frauen im Rentenalter einblickt. Es soll herausstellen, welche Leistungen zur Selbstsorge die Frauen erbringen und welche Sorgen sie beschäftigen. Zudem sollen die bestehenden Bedürfnisse der betroffenen Frauen aufgezeigt werden, um die Politik im Sinne der Bedürfnisse und Interessen der Frauen handlungsfähiger zu machen. Ein weiteres, wichti-

ges Ziel des Buchs liegt darin, dass Rentnerinnen ihre prekäre Situation nicht als individuelles oder selbstverschuldetes Schicksal begreifen. Vielmehr sollen sie erkennen, dass es sich vielmehr um eine gesamtgesellschaftliche Problematik handelt. Darüber hinaus soll es helfen, die eigene prekäre Situation zu verbessern, indem sie sich beispielsweise bei Beratungsstellen Unterstützung holen. Jüngere Generationen sollen ermutigt werden, bereits in früheren Jahren über Lösungen und Lebensformen in der Lebensphase Ruhestand nachzudenken.

Der Sammelband fasst die Ergebnisse des Forschungsprojekts „Prekärer Ruhestand. Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München zusammen. Es handelt sich um ein Projekt, das von 2015 bis 2019 lief und von der Herausgeberin des Buchs, Prof. Dr. Irene Götz, Professorin am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, geleitet wurde. In dem Projekt wirkten fünf Kulturwissenschaftlerinnen mit: Dr. Esther Gajek, Alex Rau, Marcia von Rebay, Petra Schweiger und Noémi Sebök-Polyfka. Zwar bildet das Buch den Forschungsstand aus der zweiten Hälfte der 2010er Jahre ab, dennoch kann man behaupten, dass es sich um ein innovatives und beachtenswertes Buch handelt, dessen Inhalt nichts an Aktualität eingebüßt hat.

Die Grundlage des Buchs bilden biographische Interviews mit alleinstehenden Frauen im Rentenalter, die sich in einer finanziell prekären

Lage befinden. Das Buch handelt hauptsächlich von Innensichten und Selbstbildern der betroffenen Frauen. Diese werden durch teilnehmende Beobachtungen der Interviewer ergänzt. Weitere Personen, die im Leben der Frauen eine wichtige Rolle spielen und in den Interviews immer wieder auftauchen, zB.

(Ex-) Ehemänner, Partner, Kinder oder Enkel, wurden nicht befragt. Alleinstehende Männer, die von Altersarmut betroffen sind oder finanziell gut aufgestellte Frauen im Rentenalter

gehören ebenfalls nicht zu den interviewten Personen. Fast alle Interviewte haben ihren Lebensmittelpunkt in München. Eine Interviewte pendelt zwischen Deutschland und der Slowakei.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Der erste Teil fasst die Inhalte der geführten Interviews zusammen und gibt Antworten auf verschiedene Fragen zum Thema „Weiblicher Altersarmut“: Welche gesellschaftlichen und biographischen Faktoren führen dazu, dass insbesondere Frauen von Altersarmut betroffen sind? Welche Strategien und Praktiken helfen den Frauen, im Alter ihren Alltag trotz der prekären finanziellen Lage zu bewältigen? Falls sie einer Beschäftigung nachgehen, tun sie dies freiwillig oder notgedrungen? Welche Sorgen und Ängste in Bezug auf ihre eigene Zukunft beschäftigen die Frauen? Inwiefern werden sie von Familie, Nachbarn, Ämter etc. unterstützt? Über welche sozialen und kulturellen Ressourcen verfügen die Frauen, die ihnen ihre Situation

Die Grundlage des Buchs bilden biographische Interviews mit alleinstehenden Frauen im Rentenalter in einer finanziell prekären Lage.

Aufklärung und Prävention in Bezug auf Rente und Lebensplanung für jüngere Generationen werden als Maßnahmen genannt.

erleichtert? Am Ende des ersten Teils stellen die Autorinnen ihre Thesen zur Prävention von „Weiblicher Altersarmut“ auf. Sie plädieren dafür, bessere Anreize für die Vereinbarkeit von Elternschaft und Berufstätigkeit politisch zu gestalten, um zu vermeiden, dass hauptsächlich Frauen wegen Erwerbslücken von Altersarmut betroffen sind. Familienorientierte Betriebskultur, Abschaffung des Ehegattensplittings, bessere

Kinderbetreuung aber auch bessere Arbeitszeitmodelle wie z.B. die 35 Stundenwoche für Männer und Frauen gehören zu den Maßnahmen, um die Vereinbarkeit politisch

zu unterstützen. Auch machen die Autorinnen auf die Altersdiskriminierung aufmerksam, die ältere Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer erfahren, wenn sie vor oder nach dem Ruhestand eine Beschäftigung suchen. Zudem betonen sie, dass viele Berufe, in denen häufig Frauen beschäftigt sind (z. B. Pflegesektor) zu Krankheiten und Arbeitsunfähigkeit führen. Die Arbeitsbedingungen in solchen Berufen erlauben nicht, dass Frauen gesundheitsschonend bis zum Rentenalter durcharbeiten können. In diesem Zusammenhang kritisieren die Autorinnen Experten, die Handlungsanweisungen für Politik, Betriebe oder Gesetzgeber erstellen. Diese würden die Bedingungen der Arbeitswelt zu wenig berücksichtigen. So betrachten sie ältere Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer als unerlässlich für die Volkswirtschaft und plädieren dafür, diese in den Arbeitsmarkt zu inte-

grieren. Auch Frauen, die Teilzeit bevorzugen, sollen nach Meinung der Experten aktiviert werden. Teilzeitarbeit soll verringert und ältere Arbeitnehmer sollen länger beschäftigt werden, um die Produktivität der Volkswirtschaft aufrechtzuerhalten. Damit treiben sie jedoch die Doppel- und Dreifachbelastung von Frauen weiter voran. Die Mehrfachbelastung von Frauen würde so bis ins höhere Lebensalter verschoben, anstatt die Arbeit und Belastung zwischen Männern und Frauen angemessener zu verteilen. Frauen, die sich in prekärer Lage befinden, kann man nicht ohne Weiteres bis ins hohe Alter für den Arbeitsmarkt aktivieren. An die Politik wird appelliert, die Bedürfnisse der Akteurinnen stärker zu berücksichtigen. Mehrgenerationenhäuser, neue Beteiligungsstrukturen, Nachbarschaftsvereinigungen, Mieterzusammenschlüsse gehören zu konkreten Lösungsmöglichkeiten, die die Autorinnen vorschlagen. Zudem dürfe Wohnraum in großen Städten nicht zum Luxusgut für kaufkräftige, junge Menschen werden. Aufklärung und Prävention in Bezug auf Rente und Lebensplanung für jüngere Generationen werden als Maßnahmen genannt, um jüngere Frauen auf die Problematik aufmerksam zu machen.

Im zweiten Teil des Buchs werden die Porträts von 18 Frauen vorgestellt. Hier sind Auszüge aus den geführten Interviews zu finden, die mit teilnehmenden Beobachtungen der Autorinnen ergänzt werden. Fast alle Frauen waren in einer Partnerschaft und hatten Kinder. Einige sind verwitwet, andere geschieden. Schicksalsschläge wie Krankheiten führten

dazu, dass sie in früheren Jahren entweder selbst vom Erwerbsleben ausscheiden mussten oder aufgrund der Pflege von Familienangehörigen nicht berufstätig sein konnten. Viele von ihnen waren Alleinerziehende und mussten die Familie alleine versorgen. Auch im Erwachsenenalter der Kinder haben sie diese, solange es ging, finanziell weiter unterstützt. Die Porträts machen deutlich, wie viele Ressourcen die Frauen in ihre Familien investieren, für sich selbst jedoch kaum vorsorgen. Ferner lehnen fast alle der Frauen finanzielle Unterstützung von ihren Kindern ab und wollen ihre Kinder lieber selbst unterstützen als sie zu belasten. Aufgrund geringer Renten und hoher Mieten beschäftigt viele der interviewten Frauen die Sorge, ob bzw. wie lange sie in ihrer Wohnung bleiben können. Eine Frau muss sogar von München ins Umland ziehen, da sie die teure Miete nicht mehr aufbringen kann. Zu den finanziellen Sorgen kommen bei den interviewten Frauen gesundheitliche Probleme hinzu, die teilweise ihre Mobilität einschränken.

Im dritten Teil sind soziale Einrichtungen, Wohlfahrtsverbände und Vereine aufgelistet, bei denen betroffene Frauen soziale oder finanzielle Unterstützung holen können.

Bezüglich der Frage, inwiefern das Buch seinen Zielen gerecht wird, ist zunächst zu sagen, dass es einen aufschlussreichen Einblick in die Lebensbedingungen der Frauen gibt. Es zeigt, wie sie mit knappen Ressourcen wirtschaften und welche Sorgen und Ängste sie beschäftigen. Inwiefern jedoch die Politik durch Einblicke in die Lebensbedingungen

der Frauen handlungsfähiger werden konnte, ist schwer zu beurteilen. Ob von Altersarmut betroffene Rentnerinnen erkennen, dass es sich nicht um ein individuelles oder selbstverschuldetes Schicksal handelt, sondern vielmehr um eine gesamtgesellschaftliche Problematik, kann nicht beantwortet werden. Doch den Leserinnen und Lesern des Buchs wird klar und verständlich aufgezeigt, welche Mechanismen insbesondere Frauen in die Altersarmut treiben und warum es ein kein individuelles sondern ein gesellschaftliches Problem ist. Das Buch gibt zwar einen Überblick über verschiedene Anlauf-

stellen, wo Rentnerinnen sich soziale und finanzielle Unterstützung holen können. Inwiefern diese von betroffenen Frauen in der Praxis tatsächlich in Anspruch genommen werden und inwiefern dadurch die prekäre Situation der Frauen tatsächlich verbessert werden kann, bleibt offen. Da das Thema Altersarmut das Bedürfnis nach Sicherheit betrifft, ist zu vermuten, dass es jüngere Generationen zum Nachdenken über die Lebensphase Alter anregt. Insgesamt gelingt es den Autorinnen, die Leserinnen und Leser über die Problematik der weiblichen Altersarmut sowohl aus subjektiver Sicht der Betroffenen als auch aus der gesellschaftskritischen Perspektive klar und verständlich zu informieren.

Die Porträts machen deutlich, wie viele Ressourcen die Frauen in ihre Familien investieren, für sich selbst jedoch kaum vorsorgen.

Serap Günay, Eichstätt

Career and Family

Women's Century-Long Journey toward Equity

"Brilliantly researched
and argued."
-NEW REPUBLIC

"Provocative and
compelling."
-THE ECONOMIST

"Engagingly written,
and surprisingly
personal."
-FOREIGN AFFAIRS

"A must-read."
-EMILY OSTER

Career and Family

WOMEN'S CENTURY-LONG
JOURNEY TOWARD EQUITY

Claudia Goldin

WINNER
OF THE
NOBEL PRIZE
IN ECONOMICS

Goldin, Claudia: Career
and Family. Women's
Century-Long Journey
toward Equity. New
Jersey 2023.

Der Alfred-Nobel-Gedächtnispreis für Wirtschaftswissenschaften wurde in seiner über 50-jährigen Geschichte zwar nicht ausschließlich für mathematisch anspruchsvolle makroökonomische Analysen verliehen, in diesem Jahr wurde allerdings zum ersten Mal die Arbeit einer Wissenschaftlerin gewürdigt, die ihr akademisches Werk insbesondere der Erforschung von Fragen der Geschlechtergleichheit auf dem Arbeitsmarkt gewidmet hat. Die Rede

ist von Claudia Goldin und ihrem vielfach ausgezeichneten Buch „Career and Family: Women's Century-Long Journey toward Equity“. Das Werk ist ein gelungener Balanceakt zwischen aufwändig recherchierter Wissenschaft und allgemein zugänglicher, sogar spannender gesellschaftlicher Analyse, die nicht nur Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler interessieren dürfte.

Im Zentrum der Betrachtung steht eine leider schon klassische Frage des Feldes: Warum verdienen Frauen, hier mit höherem Bildungs-

abschluss, weiterhin statistisch gesehen weniger als Männer? Zur Beantwortung dieser Fragestellung zieht die Autorin verschiedene Zugänge und Daten aus über einhundert Jahren zurate, um daraus eine eingängige These zu bilden: „Greedy work“ (S. 3) sei für einen Großteil der Gehaltsungleichheit zwischen den Geschlechtern verantwortlich.

Verkürzt gesagt gehtes dabei um die Frage, welcher Elternteil in einer Familie seine oder ihre Zeit flexibel in die Arbeit investieren kann, um die eigene Karriere voranzutreiben – während der Gegenpart berufliche Stabilität für zeitliche Flexibilität für die eigene Familie vorzieht. Der Umstand, dass in hochqualifizierten Berufen bestimmte Formen von Zeitinvestment, wie Überstunden oder flexible Verfügbarkeit, finanziell überdurchschnittlich gut belohnt wird („greedy work“), führt zu unterschiedlichen Karriereentwicklungen von Männern und Frauen, die innerhalb der Familie auch den arbeitenden Frauen meist noch die primäre Verantwortung für die Kinder zuweisen. Sie müssen ihr Beschäftigungsverhältnis dementsprechend gestalten („flexible work“, hier im Sinne, dass durch etwa Gleitzeitregelungen die Arbeitszeiten besser an die Familie angepasst werden können). Das

lässt sich unter anderem daran beobachten, dass Gehaltsunterschiede zwischen Universitätsabsolventinnen und -absolventen unmittelbar nach dem Abschluss beinahe vernachlässigbar sind, spätestens zehn Jahre danach aber erheblich zugunsten der Männer verschoben sind – und besonders durch Heirat und die Geburt von Kindern zunehmen (S. 5).

Aber schon diese Ausgangslage war im vergangenen Jahrhundert keineswegs garantiert: Die von Goldin beschriebene Konstellation, dass Frauen in der Gegenwart zwar Prioritäten zwischen Familie und Karriere setzen müssen, aber dennoch beides gleichzeitig verfolgen, ist Resultat einer historischen Entwicklung. Die Nachzeichnung dieser über einhundert Jahre ist das Herzstück des Buches, die sich verschiedener Zugänge und Ansätze bedient, um über diese enorme Zeitspanne hinweg die Hindernisse und Strategien abzubilden. Hier muss bemerkt werden, dass der Fokus des Werkes auf der Situation von Universitätsabsolventinnen in den Vereinigten Staaten liegt, die zwischen 1878 und 1980 geboren wurden. Dieser Umstand wird im Fazit noch einmal aufgegriffen. Nach der Präsentation des grundlegenden Argumentes der „greedy work“ wird die historische Herangehensweise in Kapitel zwei („Passing the Baton“, S. 18) gemeinsam mit zahlreichen Erklärungen zur Datenlage und Definition von Begriffen dargelegt. Das Forschungsinteresse ist hier die Systematisierung von unterschiedlichen Generationen von Universitätsabsolventinnen und deren Verhältnis zur eigenen Karriere und Familie, sowie

die Kontextbedingungen, die dieses hervorbrachten.

Goldin kombiniert geschickt einerseits demografische und ökonomische Daten, beispielsweise aus dem United States Census, der auch für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vorliegt, mit andererseits detaillierten Studien aus einzelnen Sektoren bis hin zu bestimmten herausragenden Einzelfällen von erfolgreichen Frauen der jeweiligen Generation. Es sollte hervorgehoben werden, dass Goldins Buch wissenschaftliche Standards hinsichtlich der Nachvollziehbarkeit von Quellen und Daten erfüllt und die Autorin als Professorin für Ökonomie selbstverständlich

Dass Frauen in der Gegenwart gleichzeitig Familie und Karriere verfolgen, ist Resultat einer historischen Entwicklung.

jeden quantifizierbaren Zusammenhang auch belegt, diese Nachweise aber für Leserinnen und Leser nicht zwingend nötig sind, um der Argumentation zu folgen. Hierdurch ist „Career and Family“ auch für ein Publikum ohne breitere ökonomische Vorkenntnisse zugänglich.

Das Argument Goldins besteht darin, dass jede der Generationen von akademisch gebildeten Frauen wichtige Fortschritte und Erfahrungen gemacht habe, von denen die nachfolgende bei der Verfolgung ihrer Ziele profitieren konnte – das Endergebnis ist der eingangs dargestellte Balanceakt zwischen Familie und Karriere, die aber beide gleichzeitig realisiert werden können. Als „Familie“ wird dabei für Frauen die Existenz mindestens eines Kindes (durch Geburt oder Adoption) verstanden – kinderlose Beziehungen werden

im Sinne des Arguments nicht als Familie angesehen (S. 20). Ebenfalls wichtig ist die Unterscheidung zwischen Karriere und Beruf – während zweiteres lediglich als Lohnarbeit ohne weitere Eingrenzung gilt, wird Karriere als kontinuierlicher Prozess verstanden („learning, growing, investing, and reaping the returns“, S. 20), später aber durch überdurchschnittlichen finanziellen Erfolg definiert (S. 255), wobei der identitätsstiftende Aspekt hier nicht vernachlässigt werden soll.

Durch die Kombination von demografischem und ökonomischem Datenmaterial werden in den Jahrgängen zwischen 1878 und 1980 insgesamt fünf Gruppen von Frauen mit Universitätsabschluss identifiziert, die sich hinsichtlich ihrer Biografien unter Berücksichtigung der benannten Definitionen von Familie

und Karriere voneinander unterscheiden, aber in Abfolge zueinander stehen. Es muss angemerkt werden, dass die Verallgemeinerungen über diese Gruppen natürlich kein Gesetz darstellen – es gibt immer

Abweichungen von der gesetzten Norm, aber die beschriebenen Merkmale der jeweiligen Gruppe sind hier stärker ausgeprägt als in anderen. Die Gruppen werden in den Kapiteln drei bis sieben vorgestellt und die Hintergründe ihrer Motivationen, Entscheidungen und Zwänge hinsichtlich der titelgebenden Fragestellung beleuchtet.

Gruppe Eins („a family or a career“, S. 46) umfasst Geburtenjahrgänge zwischen 1878 und 1897 und bil-

det somit die Pionierinnen unter den akademisch gebildeten Frauen in den USA ab, die sich gegen heute als offen frauenfeindlich angesehene Regelungen wie dem Beschäftigungsverbot für verheiratete Frauen in zahlreichen Branchen durchsetzen mussten (S. 51). Diese Gruppe, die mit drei Prozent allerdings nur einen sehr kleinen Teil der US-amerikanischen Gesellschaft abbildete (S. 221), entschied sich häufiger als nachfolgende Generationen zugunsten ihrer Karrieren gegen eine Familie; unter den Universitätsabsolventinnen des Jahres 1910 blieben 50 Prozent kinderlos.

Universitätsabsolventinnen mit den Geburtsjahren 1898 bis 1923 werden von Goldin unter Gruppe Zwei gefasst. Vor dem Hintergrund der sich verändernden Beschäftigungswelt, insbesondere des Bedeutungsgewinnes von Bürojobs bei gleichzeitigem Abstieg von physischer Arbeit standen diesen Frauen mehr Möglichkeiten offen, zumindest einen Beruf zu ergreifen. In ihrer aktiven Zeit fallen auch verschiedene Beschäftigungshindernisse weg, was durch den erhöhten Bedarf an Arbeitskräften durch den Zweiten Weltkrieg und der Expansion von Schulbildung noch verstärkt wurde (S. 72). Diese Gruppe zeichnet sich durch eine höhere Beschäftigungsquote zu Beginn aus, die dann allerdings durch eine spätere, ebenso hohe Geburtenrate wieder abnimmt („a job and then a family“, S. 28).

Dem entgegen steht Gruppe Drei mit akademisch gebildeten Frauen, die zwischen 1924 und 1943 geboren wurden („a family then a job“, S. 29). In dieser Gruppe sinken das Hei-

Gruppe Eins entschied sich häufig zugunsten ihrer Karriere gegen eine Familie – unter den Uniabsolventinnen des Jahres 1910 blieben 50 Prozent kinderlos

ratsalter sowie das Alter bei der Geburt des ersten Kindes drastisch. Im Sinne des Geschlechterrollenbildes der 1950er Jahre haben die Universitätsabsolventinnen dieser Generation häufig keine Karrieren verfolgt, sondern die Kinderbetreuung übernommen, und später lediglich Berufe zur Generierung von Einkommen ergriffen (S. 87).

Wieder im starken Kontrast dazu steht Gruppe Vier (geboren 1944 bis 1957). Unter dem Eindruck der enttäuschenden Karrierebilanzen ihrer Vorgängerinnen, aber auch ausgerüstet mit den Gedanken der 1960er Jahre und insbesondere der Antibabypille als effektives, von Frauen kontrolliertes Verhütungsmittel verfolgt sie den Grundsatz „a career then a family“ (S. 30), die sich mit steigenden Karrierezahlen, aber auch durch spätere Heirat und Geburt des ersten Kindes äußert. Der gestiegene Fokus auf die eigene Karriere führte sogar noch weiter: „But many ‚forgot‘ to have the children“ (S. 132).

Die Systematik endet mit Gruppe Fünf, die zwischen 1957 und etwa den späten 1970ern geboren sind – der Zweck dieser Einschränkung ist die vergleichende Perspektive, da diese Gruppe heute die Balance zwischen Karriere und Familie weitgehend für sich festgelegt hat. Es ist Gruppe Fünf und ihr Grundsatz „a career and a family“ (S. 32), die den Grundstein der „greedy work“ als primärem Treiber hinter der Gender Pay Gap heute legt – Frauen mit Universitätsabschluss verfolgen ebenso Karrieren wie Männer, aber konnten die Gehaltslücke nicht schließen. Es waren nicht nur die Erfahrungen der vorherigen Gruppe, die zu dieser

Entwicklung führten: Auch der wissenschaftliche Fortschritt auf dem Gebiet der reproduktiven Medizin, insbesondere der Erkenntnisse um die abnehmende weibliche Fruchtbarkeit mit steigendem Alter, trugen zur Verschiebung der Prioritäten von hochqualifizierten Frauen bei (S. 138).

Die Autorin sieht diese Gruppen nicht als voneinander getrennt lebende Entitäten – vielmehr handelt es sich oftmals um Mütter, Töchter, Vorbilder oder Warnungen. Die derzeit bestehende Konstellation, dass Frauen mit höherem Bildungsabschluss sowohl Karrieren als auch Familien anstreben, ist also das Ergebnis eines langwierigen historischen Prozesses, der den Abbau von rechtlichen und sozialen Hürden, das Aufbrechen von Geschlechterrollen und vor allem viel Durchhaltevermögen erforderte.

Dennoch ist noch bei weitem keine völlige Geschlechtergerechtigkeit gegeben, was im achten Kapitel anhand der Gender Pay Gap dargelegt wird. Goldin diskutiert hier die gängigen Theorien, warum auch in den heutigen USA Frauen nur 81 Cent pro Dollar der Männer verdienen (S. 161): Frauen seien weniger fordernd in Gehaltsverhandlungen, sie wählten schlechter bezahlte Berufe oder sie würden aufgrund ihres Geschlechtes beispielsweise bei Beförderungen übergangen. Während diese Gründe besonders für die vorangegangenen Gruppen durchaus eine Rolle spielten, reichen diese nicht mehr aus, um die Geschlechterungleichheit bei

*Es ist Gruppe Fünf,
die den Grundstein
der „greedy work“ als
primärem Treiber hinter
der Gender Pay Gap
heute legt.*

Gehältern zu erklären: „Even if one could accomplish the daunting task of rejiggering occupations to create equality, only around one-third of all gender earnings inequality would be eliminated. Occupational segregation isn't the main issue“ (S. 158). Da in den USA zahlreiche Staaten nur ein schwach ausgebautes Sozialsystem besitzen, ist anzunehmen, dass viele Frauen nach Geburt eines

Die Autorin bietet einen Blick in Branchen, die es geschafft haben, „flexible work“ effizient zu gestalten und „greedy work“ weniger entlohnen.

Kindes zunächst mit Einkommensausfällen rechnen müssen. Was allerdings Goldins These der „greedy work“ stützt, ist die Erkenntnis, dass diese Einkommensungleichheit sogar fünfzehn Jahre nach der

Kindesgeburt weiterhin bestehen bleibt (S. 167). Es sei also vielmehr die Notwendigkeit, dass ein Elternteil flexibel für die Familie verfügbar sein muss, während der andere diese zeitliche Flexibilität zum Vorantreiben der eigenen Karriere nutzen kann. Eine wichtige Bemerkung der Autorin ist hierbei, dass es sich bei dieser Ungleichheit der Rollenverteilung um ökonomisches Kalkül handelt: „In a world of greedy jobs, couple equity is expensive“ (S. 13). Es gehe Familien weniger darum, dass beide Eltern mit dieser Spezialisierung auf verschiedene Bereiche glücklicher seien – die unverhältnismäßig hohe Belohnung für „greedy work“ mache diese einfach finanziell attraktiver, als ein Gegenmodell mit zwei in der Familie gleichermaßen mitwirkenden Partnern zu verfolgen.

Als mögliche Lösungsansätze bietet die Autorin einen Blick in bestimmte Branchen, die es geschafft

haben, „flexible work“ effizient zu gestalten und somit „greedy work“ weniger entlohnen: Sie nennt unter anderem Apotheken oder die IT-Branche als Beispiele, bei der die Arbeit weitgehend standardisiert wurde und somit individuelle Arbeiterinnen und Arbeiter potenziell leichter zu ersetzen sind, wenn diese beispielsweise familiären Verpflichtungen nachkommen müssen (S. 189). Dies habe zur Verringerung der geschlechtsspezifischen Gehaltsungleichheit in diesen Sektoren geführt, da es weniger „greedy work“ gebe – während andere Bereiche, wie beispielsweise der Finanzsektor, weiterhin Spitzenreiter in diesen Kategorien seien. Ein weiterer Ansatz wäre ein weiteres Aufbrechen der Geschlechterrollen, damit mehr Mütter „greedy work“ nachgehen können – wobei Golding darauf hinweist, dass das nur zur Angleichung der Gender Pay Gap führen würde, nicht aber zu mehr Lohngleichheit innerhalb von Partnerschaften. Zuletzt könnten Verbesserungen im Bereich der Kinderbetreuung beiden Elternteilen mehr Freiräume bieten, um ihre Karrieren zu verfolgen.

Als Ausblick wird kurz auf die Effekte der Corona-Pandemie hinsichtlich „greedy work“ hingewiesen: Einige Aspekte hätten sich verschärft, da manche Frauen ihre Berufstätigkeit zur Betreuung der Kinder im Lockdown aufgeben mussten, oder diese durch Arbeit und Kinder unter einem Dach doppelten Belastungen ausgesetzt seien. Auf der anderen Seite bietet insbesondere das nun normalisierte Homeoffice auch Chancen, da dieses mehr dem Typ der „flexible work“ entspreche.

Die historische Nachzeichnung der fünf Gruppen von Universitätsabsolventinnen und ihre jeweiligen Herausforderungen, die sie auf dem Weg zu ihren Zielen meistern mussten, beruht auf der gelungenen Kombination von verschiedensten Quellen und zeigt, dass auch ökonomische Analysen nicht rein quantitativ angelegt sein müssen. Dass die Verallgemeinerung ganzer Jahrgänge auf kurze Schlagworte nicht der Individualität der darin enthaltenen Personen gerecht werden kann, erklärt sich von selbst. Was aber besonders hervorgehoben werden muss, ist die Wechselwirkung zwischen den Gruppen – der harte Bruch zwischen Gruppe Drei und Vier in Fragen der Vorstellungen von Karriere und Familie, die Lehren, die Gruppe Fünf von beiden ziehen konnte – all das ist nötig, um eine angemessene Antwort auf die komplexen Fragen der Geschlechterungleichheit der heutigen Zeit zu geben. Vor allem aber honoriert die historische Analyse den harten Kampf von gebildeten Frauen, sowohl Karriere als auch Familie in ihren Leben realisieren zu können.

Das Buch ist allerdings nicht ohne Einschränkungen auf alle Kontexte zu beziehen: Goldin betrachtet in ihrer Analyse die akademische Spitze der Gesellschaft, die sich zwischen drei und 45 Prozent der US-amerikanischen Frauen bewegt – Geschlechtergerechtigkeit besteht aber nicht nur hier. Ausländische Leser müssen sich zudem immer wieder vor Augen führen, dass es sich hier um den spezifischen Arbeitsmarkt der Vereinigten Staaten handelt; ob sich das Konzept „greedy work“ unangepasst auch auf beispielsweise den

deutschen Kontext beziehen lässt, ist fragwürdig. Dennoch finden sich auch Ansätze dieser Logik hierzulande wieder, beispielsweise im Ehegattensplitting oder der häufigeren Arbeit in Teilzeit von Frauen.

Goldins innovatives Kernargument der „greedy work“ stellt einen Meilenstein in der Analyse des Gender Pay Gap dar. Gleichzeitig präsentiert sie mit ihren Lösungsansätzen Wege, die nicht nur die ökonomische Situation von Müttern verbessern könnten, sondern von der auch Väter profitieren könnten, die, wie dargestellt, nicht notwendigerweise dieses Modell bevorzugen. Dennoch bleibt es wohl eine traurige Gewissheit, dass der Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit weiterhin ein schwieriger sein wird. Es bleibt Goldins Erkenntnis: „The good news? It isn't you; it is the system. The bad news: it isn't you; it is the system“ (S. 186).

Richard Zensen, Eichstätt

**ZENTRALINSTITUT FÜR EHE UND FAMILIE
IN DER GESELLSCHAFT
FORSCHUNG**

Liebe Leserin, lieber Leser,

für den Berichtszeitraum 2022/23 kann das ZFG auf eine Vielzahl von neuen und abgeschlossenen Projekten zurückblicken. Ein herausragendes Schwerpunktthema war die Begleitung und Durchführung der Familienbildungsstudien. Für die Städte Augsburg und Ingolstadt sowie den Landkreis Eichstätt sind diese im Berichtszeitraum abgeschlossen worden. Beendet wurde auch die Befragung in der Stadt Ansbach. Die Präsentation der Ergebnisse wird zu Beginn des Jahres 2024 erfolgen.

Ein bedeutendes Forschungsprojekt, das das ZFG von Anfang an über zwei Jahre begleitet hat, war „Zur Ehe berufen“. Dieses fand im November 2022 seinen Abschluss in einem zweitägigen Symposium an der Universität Regensburg. Während der Veranstaltung präsentierte das Projektteam die Ergebnisse des quantitativen Forschungsteils einem interessierten Publikum aus Kirche, Wissenschaft und Praxis.

Weiterhin hat das ZFG seine Expertise in der Durchführung von empirischen Erhebungen in einem universitätsinternen Kooperationsprojekt eingebracht, indem Frau Prof. Katharina Karl bei der Umsetzung und Auswertung einer quantitativen Befragung zum Programm „Kirche im Mentoring“ unterstützt wurde.

Seit dem Sommersemester 2023 bietet das ZFG ein Stipendium zur Förderung der Familienwissenschaften an. Das Stipendium richtet sich an Bachelor- oder Masterarbeiten aller Fachrichtungen, die sich mit

den Themenfeldern Partnerschaft, Ehe und Familie befassen.

Das langjährige Kooperationsprojekt mit dem Katholischen Militärbischofsamt in Berlin kann ebenfalls auf einige Höhepunkte zurückblicken. Bei einer Veranstaltung, zu der jährlich die Wehrbeauftragte des Bundestages, das Katholische Militärbischofsamt sowie das Evangelische Kirchenamt für die Bundeswehr einladen, sind die Ängste von Kindern im Zusammenhang mit dem Ukrainekrieg und den Einsätzen sowie NATO-Verpflichtungen der Bundeswehr thematisiert worden. Ein weiteres zentrales Thema, das viele Veranstaltungen in diesem Kontext begleitet hat, war die psychische Gesundheit von Soldatinnen und Soldaten. Zu diesem wichtigen Thema ist am ZFG das Buch „Wie Papa wieder lachen lernt“ entwickelt worden, das im Verlag Herder veröffentlicht wurde.

Nicht zuletzt hat das ZFG im Rahmen der Familienfreundlichen KU die Universität im Verein Familie in der Hochschule e. V. repräsentiert sowie Universitätsangehörigen mit Fragen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder Studium beraten. Auch die Ferienprogramme, die das ZFG jedes Jahr für die Pfingst- und Herbstferien sowie den Buß- und Betttag organisiert, wurden rege in Anspruch genommen.



Prof. Dr. Klaus Stüwe
Direktor des ZFG

ZFG-Stipendium

Zur Förderung der Familienwissenschaften werden im Rahmen eines KU-internen Stipendienprogramms vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) jährlich bis zu zwei Stipendien an begabte Studierende vergeben, die eine Bachelor- oder Masterarbeit mit einem familienwissenschaftlichen Hintergrund verfassen. Bewerben können sich Studierende aller Fachrichtungen, deren Abschlussarbeit sich mit den Themenfeldern Partnerschaft, Ehe und Familie beschäftigt.

Näheres entnehmen Sie bitte den Richtlinien und der Ausschreibung

Richtlinien

Richtlinien für die Vergabe von Stipendien für die Erstellung von familienwissenschaftlichen Bachelor- und Masterarbeiten an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt vom 14.02.2023

1. Grundsätze der Förderung

Zur Förderung der Familienwissenschaften werden im Rahmen eines KU-internen Stipendienprogramms vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (im Folgenden: ZFG) Stipendien an begabte Studierende vergeben, die eine Bachelor- oder Masterarbeit (im Folgenden: Abschlussarbeit) mit einem familienwissenschaftlichen Hintergrund verfassen. Ziel dieses Stipendienprogramms ist es, Forschung zu den Themen Partnerschaft, Ehe und Familie zu fördern.

Ausschreibung



KATHOLISCHE UNIVERSITÄT
EICHSTÄTT-INGOLSTADT

KU-Stipendienprogramm zur Förderung von familienwissen- schaftlichen Abschlussarbeiten

Start der Förderung nach Absprache

Zur Förderung der Familienwissenschaften werden im Rahmen eines KU-internen Stipendienprogramms vom Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) jährlich bis zu zwei Stipendien an begabte Studierende vergeben, die eine Bachelor- oder Masterarbeit mit einem familienwissenschaftlichen Hintergrund verfassen. Bewerben können sich Studierende aller Fachrichtungen, deren Abschlussarbeit sich mit den Themenfeldern Partnerschaft, Ehe und Familie beschäftigt.

Mitarbeitende des ZFG

Prof. Dr. Klaus Stüwe
Direktor des ZFG



Dr. Peter Wendl
Wiss. Projektleiter (Kooperation KMBA-ZFG)

Fernbeziehungen, Wochenendbeziehungen, Auslandseinsatz
Resilienzforschung und Psychohygiene
Kinderbuchreihe des ZFG



Dr. Veronika Hecht
Wiss. Mitarbeiterin

Interaktion, Kommunikation und Verhalten innerhalb der Familie
Familienfreundliche Hochschule
Familienbildung Stadt Ingolstadt
Familienbildung Stadt Ansbach



Jasmin Juch, M.Sc.
Wiss. Mitarbeiterin

Familienbildung Ansbach
Familienbildung Stadt Ingolstadt
Interaktion, Kommunikation und Verhalten innerhalb der Familie
Dissertationsprojekt: Was wollen Studierende in Deutschland?
Karrierebewusstsein und Kinderwunsch.



Serap Günay, M.A.
Wiss. Mitarbeiterin

Familienbildung Eichstätt
Familienbildung Ansbach





Dipl. Päd. Alexandra Hoff-Ressel

Wiss. Mitarbeiterin (Kooperation KMBA-ZFG)

Fernbeziehungen, Wochenendbeziehungen, Auslandseinsatz
Wertorientierungen von Militärseelsorger/innen
Kinderbuchreihe des ZFG



Dipl. Päd. Peggy Puhl-Regler

Wiss. Mitarbeiterin (Kooperation KMBA-ZFG)

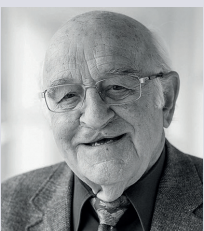
Fernbeziehungen, Wochenendbeziehungen, Auslandseinsatz
Wertorientierungen von Militärseelsorger/innen
Kinderbuchreihe des ZFG



Eva Vierring

Sekretariat

Familienfreundliche Hochschule



Prof. em. Dr. Bernhard Sutor

Ehrendirektor des ZFG

Studentische Hilfskräfte im Berichtszeitraum

XXX

Familienbildungsforschung am ZFG

In den letzten Jahren hat sich die anwendungsorientierte Forschung im Bereich der Familienbildung zu einem Schwerpunktthema des ZFG entwickelt. So hat das ZFG im Jahr 2022 zwei weitere empirische Studien zu diesem Thema durchgeführt: eine Studie im Auftrag der Stadt Augsburg und eine weitere für den Landkreis Eichstätt. In diesem Beitrag werden, nach einer kurzen Hinführung zum Thema und einer Erläuterung des Begriffs „Familienbildung“, die zentralen Ergebnisse dieser beiden Studien vorgestellt. Abschließend wird ein Ausblick auf zwei weitere Studien, an denen das Team des ZFG aktuell arbeitet, gegeben.

Was ist Familienbildung und was leistet sie?

Mit dem Eintritt in die Eltern- und Familienphase beginnt im Leben eines Menschen ein neuer Lebensabschnitt, der mit vielfältigen Anforderungen verbunden ist. Familien sollen nämlich sowohl für die individuellen Familienmitglieder als auch für die Gesellschaft als Ganzes vielfältige Funktionen erfüllen (Huinink 2009). Nach der Systematik von Kaufmann (2007) lassen sich die Aufgaben der Familie in drei Bereiche aufteilen. Mit der *Sozialisationsfunktion* sorgt die Familie für Zusammenhalt und emotionale Stabilisierung der Familienmitglieder, trägt zur Entwicklung von Kompetenzen bei und stiftet soziale Identität. In die *wirtschaftliche Funktion* fallen die Bereiche Haushaltsführung, Pflege und Erziehung der Kinder sowie die wechselseitige Hilfe vor allem zwischen den Generationen. Die *politische Funktion* schließlich dient der Platzierung in der Gesellschaft.

Die Kompetenzen und Fertigkeiten, die notwendig sind, damit Eltern und Familien diese vielfältigen Aufgaben erfüllen können, müssen zum großen Teil erlernt werden. Dabei besteht insbesondere beim Eintritt in die Familienphase ein großer Informationsbedarf von Seiten der werdenden oder jungen Eltern. Zudem gibt es im Prozess des Heranwachsens der Kinder immer wieder Phasen, in denen sich Fragen oder Probleme im Zusammenhang mit der Kindererziehung oder dem Zusammenleben in der Familie auftun. Häufig ist dies an sogenannten Übergängen zu beobachten, also beispielsweise beim Schuleintritt des Kindes oder mit dem Beginn der Pubertät. Aber auch

neue gesamtgesellschaftliche oder globale Entwicklungen können zu Unsicherheiten in Fragen der Erziehung und des Familienlebens führen. Aktuelle Beispiele für solche Ereignisse sind die Corona-Pandemie oder der Krieg in der Ukraine. Aufgabe von Familienbildung ist es, Menschen auf die elterlichen Aufgaben vorzubereiten und sie bei Fragen und Schwierigkeiten zu informieren und zu unterstützen.

Laut Art. 16 SGB VIII umfasst Familienbildung Angebote, die der Förderung der Erziehung in der Familie dienen und „auf Bedürfnisse und Interessen sowie auf Erfahrungen von Familien in unterschiedlichen Lebenslagen und Erziehungssituationen eingehen, die Familien in ihrer Gesundheitskompetenz stärken, die Familie zur Mitarbeit in Erziehungseinrichtungen und in Formen der Selbst- und Nachbarschaftshilfe besser befähigen, zu ihrer Teilhabe beitragen sowie junge Menschen auf Ehe, Partnerschaft und das Zusammenleben mit Kindern vorbereiten“.

Die zentralen Aspekte aus diesem Gesetzestext greift auch der Pädagoge und Psychologe Martin Textor, der maßgeblich den Begriff der Familienbildung mitgeprägt hat, in seiner Definition von Familienbildung auf:

„Als allgemeines Ziel der Familienbildung kann die Unterstützung von Familien durch überwiegend bildende Angebote bezeichnet werden, die zu einer erfolgreichen Familienerziehung beitragen, eine bedürfnisorientierte Gestaltung des Familienlebens erleichtern, ein möglichst problemloses Durchlaufen des Lebens- und Familienzyklus ermöglichen sowie zur Nutzung von Chancen für die gemeinsame positive Weiterentwicklung und ein partnerschaftliches Miteinander anhalten.“ (Textor 2001)

Familienbildungsstudien am ZFG

Die Definition von Textor (2001) zeigt, dass Familienbildung eine große Vielfalt an Angeboten umfasst, mit denen sie einen wertvollen Beitrag zur Unterstützung von Eltern und Familien leisten kann. Aus diesem Grund fördert der Freistaat Bayern Landkreise und kreisfreie Städte im Rahmen des Förderprogramms „Förderung der strukturellen Weiterentwicklung kommunaler Familienbildung und von Familienstützpunkten“. Die Kommunen erhalten dabei Fördermittel zur Weiterentwicklung der lokalen Familienbildungsangebote und zur Einrichtung von Familienstützpunkten. Diese sollen Anlaufstellen für Familien sein, an denen sie Informationen erhalten, sich austauschen können und bei Bedarf an andere Stellen weiterverwiesen werden. Um diese finanzielle Unterstützung zu erhalten, müssen die Kommunen den vorhandenen Bestand an Familienbildungsangeboten erfassen und den Bedarf der Eltern auf diesem Gebiet analysieren. Diese beiden Analysen sind Teil der Familienbildungsstudien, die das ZFG durchführt.

Wie eingangs wähnt, hatte das ZFG im Jahr 2022 die Möglichkeit, seine Erfahrung und sein Wissen im Bereich der Familienbildungsforschung

in empirischen Studien für zwei sehr unterschiedliche Regionen umzusetzen. Ein offensichtlicher Unterschied zwischen den beiden Kommunen ist, dass die Stadt Augsburg ein urbaner Raum ist und der Landkreis Eichstätt zu den ländlich geprägten Flächenlandkreisen Bayerns zählt. Außerdem unterscheiden sich die beiden Kommunen hinsichtlich ihrer Erfahrung im Bereich von Familienbildung und Familienstützpunkten. Während die Stadt Augsburg bereits seit 2011 am oben genannten Förderprogramm teilnimmt und schon 15 Familienstützpunkte auf dem Stadtgebiet errichtet hat, verfügt der Landkreis Eichstätt bisher über keine Familienstützpunkte und ist erst seit 2021 Teil des Förderprogramms. Im Folgenden werden – analog zur chronologischen Abfolge der beiden Untersuchungen – die Ergebnisse der Studie für die Stadt Augsburg und für den Landkreis Eichstätt präsentiert. Anschließend wird auf die auffälligsten Unterschiede eingegangen.

Familienbildung in der Stadt Augsburg

Entsprechend dem erprobten Vorgehen am ZFG wurden zu Beginn des Jahres 2022 zwei Erhebungen durchgeführt, um die Familienbildungsangebote in der Stadt Augsburg zu analysieren. Im Rahmen einer Anbieterbefragung wurde dabei der vorhandene Bestand an Familienbildungsangeboten erfasst. Die Teilnahme war für die Einrichtungen sowohl in Papierform als auch online möglich. Insgesamt haben sich 122 Einrichtungen an der Befragung beteiligt.

Eine Elternbefragung bildete die Grundlage der Bedarfsanalyse. Da in Augsburg bereits vor einigen Jahren eine Befragung zur Familienbildung durchgeführt wurde, erfolgte keine Vollerhebung, sondern es wurde eine Zufallsstichprobe an Eltern befragt. Dafür wurden 5.000 Papierfragebögen über die Grund- und Mittelschulen an zufällig ausgewählte Familien verteilt. Daneben konnten Eltern auch online an der Befragung teilnehmen. Dies war in Deutsch, Englisch, Rumänisch, Russisch und Türkisch möglich. Insgesamt konnten im Rahmen der Bedarfsanalyse 2.164 Antworten generiert werden.

Hinsichtlich der Bekanntheit der Familienbildungsangebote zeigt sich, dass knapp die Hälfte der befragten Augsburger Eltern (49,5 %) Familienbildungsangebote kennen, 9,4 % sind sich diesbezüglich unsicher und 41,1 % kennen solche Angebote nicht. Die Familienstützpunkte der Stadt Augsburg sind dabei weniger bekannt. Diese kennen nur 36,8 % der Befragten. Die Eltern informieren sich dabei vorrangig über Bildungs- und Betreuungseinrichtungen (36,7 %), Aushänge, Flyer und Plakate (29,0 %) sowie Verwandte und Freunde (25,6 %) über das Familienbildungsangebot in Augsburg.

Von den Personen, die Familienbildungsangebote kennen, haben weniger als die Hälfte (48,2 %) diese Angebote schon einmal genutzt. Die meisten Personen, die Familienbildungsangebote nutzen, besuchen diese Veranstaltungen hin und wieder (s. Abbildung 1). Die beiden mit Abstand am häufigsten genannten Gründe, die einer Teilnahme an Familienbildungsangeboten entgegenstehen, sind fehlender Bedarf (33,9 %) und Zeitmangel (31,4 %).

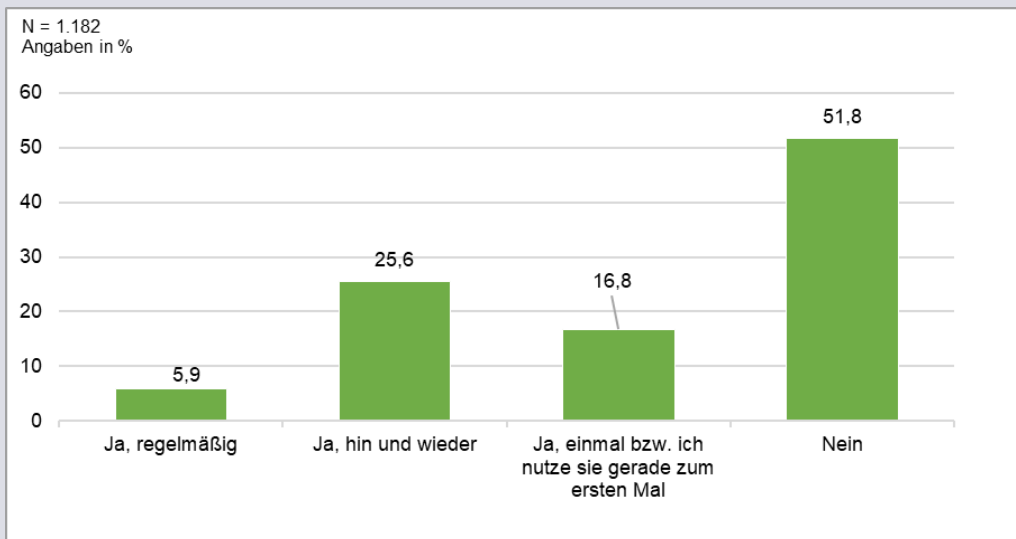


Abbildung 1: Nutzung der Familienbildungsangebote in der Stadt Augsburg

Quelle: Elternbefragung des ZFG, eigene Berechnung und Darstellung.

Die Personen, die Familienbildungsangebote bereits genutzt haben, haben an erster Stelle Eltern-Kind-Gruppen (43,1 %), Veranstaltungen zum Thema „Schwangerschaft und Geburt“ (36,1 %) und zu „Erziehungsthemen und Erziehungskompetenz“ (21,4 %) besucht. Die am häufigsten genannten Themenwünsche sind „Freizeitgestaltung in/mit der Familie“ (47,0 %), „Gesundheit“ (30,1 %) und „Umgang mit (neuen) Medien/Medienerziehung“ (26,8 %). Von Seiten der Einrichtungen werden die Themen „Förderung der Erziehungskompetenz“ (44,6 %), „Förderung der Gesundheit“ (44,6 %) und „Problem- und Konfliktbewältigung“ (42,9 %) am häufigsten angeboten. Damit entsprechen sich Angebot und Nachfrage zum Teil, zum Teil sind aber Anpassung und Optimierungen möglich.

Bei einer Unterteilung der Familien nach verschiedenen Charakteristiken, wie etwa der in der Familie gesprochenen Sprache, dem Bildungsniveau, der Familienform oder dem Alter der Kinder, lassen sich Unterschiede in der Kenntnis und der Nutzung von Familienbildungsangeboten sowie den Themenwünschen beobachten.

Aus den Ergebnissen der beiden Erhebungen hat das ZFG fünf Handlungsfelder für die zukünftige Entwicklung der Familienbildung in Augsburg abgeleitet. Diese sind in Abbildung 2 dargestellt.



Abbildung 2: Handlungsfelder für die Weiterentwicklung der Familienbildung in der Stadt Augsburg

Quelle: Eigene Darstellung.

Hinsichtlich der Optimierung der Angebotsthemen und -arten im Handlungsfeld 1 zeigt sich, dass in der Stadt Augsburg in den letzten Jahren das Interesse an den Themen „Freizeitgestaltung in und mit der Familie“, „Gesundheit“ und „Umgang mit (neuen) Medien“ stark angestiegen ist. Dieses Ergebnis kann einerseits im Kontext der zunehmenden Bedeutung und Nutzung von Smartphones und digitalen Medien und andererseits im Kontext der Corona-Pandemie gedeutet werden. Mit der Pandemie ist der Bedarf an Freizeitaktivitäten als Ausgleich für die gestiegene Doppelbela-

stung zwischen Home-Schooling und Arbeit gestiegen, gleichzeitig waren die Freizeitmöglichkeiten aufgrund der Kontaktbeschränkungen aber über lange Zeit eingeschränkt. Zudem geht mit der Corona-Pandemie ein gestiegenes Interesse an Gesundheitsthemen einher. Positiv ist dabei, dass die Augsburger Familienbildungsträger diese Themenwünsche bereits wahrgenommen haben und in den drei Bereichen Gesundheit, Freizeitgestaltung und Umgang mit (neuen) Medien das Angebot stark ausbauen wollen. Dies ist auf Basis der Untersuchungsergebnisse auch weiterhin empfehlenswert.



Auffällig in der Stadt Augsburg ist, dass die Bekanntheit von Familienbildung allgemein und von Familienstützpunkten im Speziellen relativ niedrig ist und im Vergleich zum Jahr 2018, in dem die letzte Befragung zur Familienbildung stattfand, sogar gesunken ist. Dies ist möglicherweise auf die Corona-Pandemie und die damit verbundenen Kontaktbeschränkungen zurückzuführen. Um den Bekanntheitsgrad der Angebote und Stützpunkte zu steigern, sollten Informationswege genutzt werden, welche die Eltern und Familien auch erreichen. Es empfiehlt sich also eine Mischung aus „klassischen“ Werbemitteln wie Plakaten und Aushängen einerseits und den sozialen Medien und dem Internet andererseits.

Beim Ausbau und der Verlagerung der Veranstaltungsorte im Handlungsfeld 3 geht es vorrangig darum, Veranstaltungsorte, die Eltern sich wünschen und aus dem alltäglichen Leben kennen, besser einzubinden. Neben Kindertageseinrichtungen und Schulen sind hier auch Büchereien und Familienstützpunkte wichtig.

Das Handlungsfeld 4 bezieht sich darauf, die Bekanntheit und Nutzung von Familienbildungsangeboten unter bestimmten Elterngruppen zu erhöhen. Dabei geht es insbesondere um die mittel- und niedrigqualifizierten Familien sowie Familien mit Migrationshintergrund, Familien mit Teenagern und Alleinerziehende. Dabei kann eine direkte Ansprache dieser Familien – idealerweise auch in Fremdsprachen – zielführend sein, ebenso wie die Bereitstellung von niedrigschwelligen Angebotsarten wie von offenen Treffpunkten oder Eltern-Cafés.

Zeitmangel und ungünstige Öffnungs- und Kurszeiten sowie die fehlende Kinderbetreuung sind die wichtigsten Hinderungsgründe, weswegen Menschen in Augsburg keine Familienbildungsangebote besuchen. Im Handlungsfeld 5 schlagen wir deshalb eine zeitliche Anpassung des Angebots vor. Die Befragung zeigt, dass das Wochenende und die Abende unter der Woche geeignete Zeiten für Familienbildungsangebote sind. Außerdem können Online-Angebote aufgrund der örtlichen Flexibilität von einer größeren Zahl an Personen wahrgenommen werden.

„Für ein gutes Familienleben“ – Familienbildung im Landkreis Eichstätt

Für die Analyse der Familienbildungsangebote im Landkreis Eichstätt fanden die Erhebungen im Sommer 2022 statt. Wie bei der Studie für Augsburg wurden auch hier standardmäßig eine Befragung von Einrichtungen, die dem Familienbildungsbereich zuzurechnen sind, und eine Elternbefragung zur Erfassung des aktuellen Nutzungsverhaltens, der Wünsche und der Bedürfnisse der Eltern und Familien im Bereich der Familienbildung durchgeführt. Abbildung 3 gibt einen Überblick über das methodische Vorgehen.

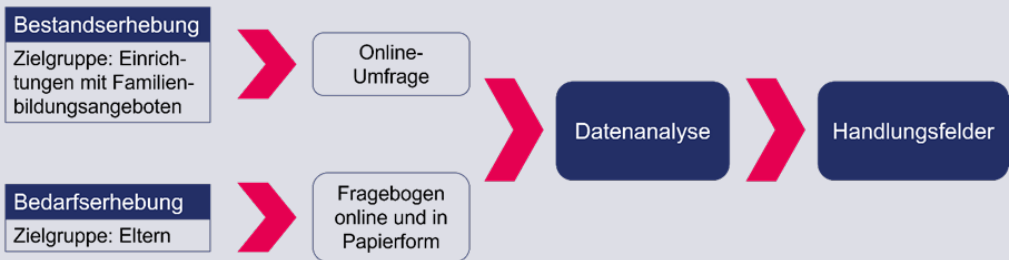


Abbildung 3: Methodische Vorgehensweise bei der Familienbildungsstudie in Eichstätt

Im Rahmen der Anbieterbefragung konnten 78 auswertbare Antworten erhoben werden. Im Gegensatz zum oben dargestellten Vorgehen bei der Studie für die Stadt Augsburg wurde im Rahmen der Elternbefragung im Landkreis Eichstätt eine Vollerhebung durchgeführt. Grund dafür war, dass die letzte Befragung zur Familienbildung im Landkreis Eichstätt bereits acht Jahre zurücklag. Mit der Vollerhebung sollte also eine möglichst umfassende Datengrundlage für die Entwicklung des Familienbildungskonzepts geschaffen werden. Dazu wurden Papierfragebögen an alle Kinder und Jugendlichen verteilt, die eine Grund-, Mittel- oder Förderschule im Landkreis Eichstätt besuchen. Zudem haben alle Eltern von Kindern, die eine Kindertageseinrichtung besuchen oder von einer Tagespflegeperson betreut werden, einen Papierfragebogen erhalten. Insgesamt wurden rund 14.500 Fragebögen ausgegeben. Auch in Eichstätt war es möglich, den Fragebogen online auszufüllen. Hier stand er neben Deutsch auch in Arabisch, Englisch, Persisch, Rumänisch, Russisch und Türkisch zur Verfügung. Insgesamt konnten im Rahmen der Elternbefragung 5.633 auswertbare Antworten erzeugt werden. Die drei wichtigsten Ziele der Anbieter von Familienbildung im Landkreis Eichstätt sind die Förderung der alltäglichen Erziehungskompetenz (80,7 %), die Vermittlung von Wissen und Informationen im Bereich Familien- und Erziehungsfragen (71,9 %) und die Hilfestellung bei der Bewältigung akuter Probleme und Schwierigkeiten (68,4 %). Im Fokus der Angebote stehen dabei hauptsächlich Familien mit Vorschulkindern (68,5 %) und Familien mit Säuglingen oder Kleinkindern (53,7 %).

Am häufigsten wurden von den Anbietern die Themen „Erziehungskompetenz“ (44,0 %), „Austausch und Begegnung zwischen Familien“ (44,0 %) und der „Übergang vom Kindergarten zur Grundschule“ (40,0 %) durchgeführt. Viele Anbieter nutzen dafür als Veranstaltungsart das Informationsangebot (83,7 %).

Zwei Drittel der befragten Eltern aus dem Landkreis Eichstätt kennen Familienbildungsangebote (66,7 %), 8,0 % sind sich bzgl. der Kenntnis unsicher und 25,4 % geben an, Familienbildungsangebote nicht zu kennen. Interessant ist dabei, dass hinsichtlich der Kenntnis der Familienbildungsangebote regionale Unterschiede zu Tage treten. Wie Abbildung 4 zeigt, sind die Angebote im nördlichen und westlichen Landkreis bekannter als im südöstlichen Teil.

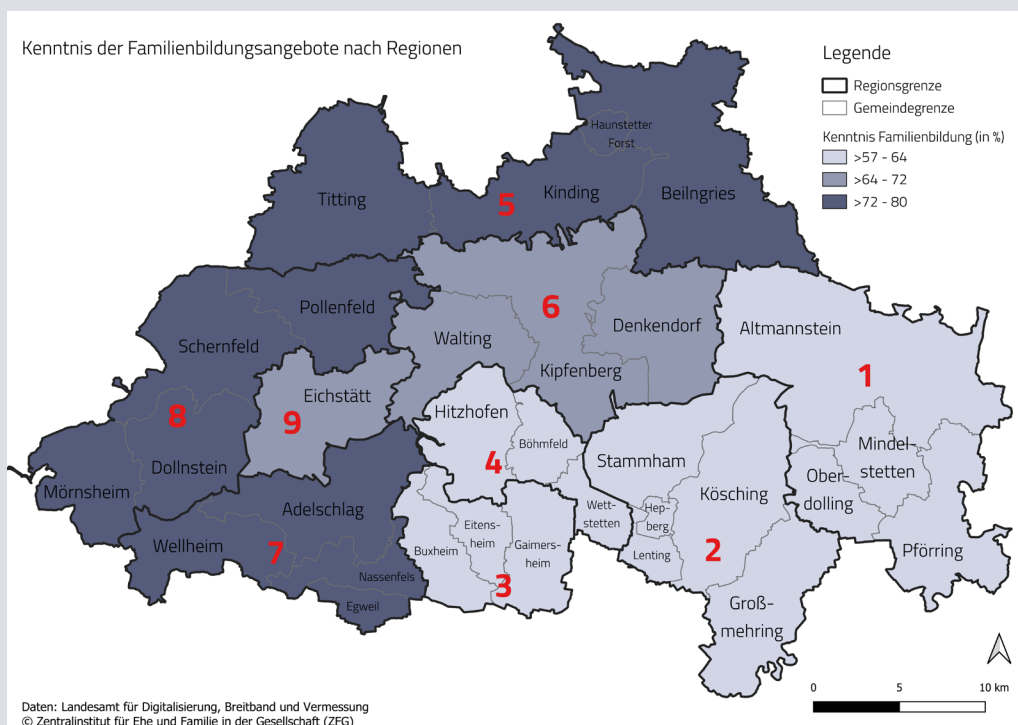


Abbildung 4: Regionale Bekanntheit der Familienbildungsangebote

Quelle: Elternbefragung des ZFG, eigene Berechnung und Darstellung.

Dabei erfährt der Großteil der Eltern (59,9 %) durch Arzt- und Hebammenpraxen oder Kliniken von den Familienbildungsangeboten, 58,1 % erhalten die Informationen (zusätzlich) durch Empfehlungen von anderen Personen und 41,5 % über Schulen und/oder Kindertageseinrichtungen. Für die Zukunft wünscht sich die überwiegende Mehrheit der Eltern (84,1 %) Informationen

zu Familienbildungsangeboten über Schulen und Kindertages-einrichtungen zu erhalten. Von rund der Hälfte der Befragten werden jeweils Mitteilungsblätter der Gemeinden (51,4 %), Internet und Soziale Medien (47,9 %) sowie Aushänge, Flyer und Plakate (46,9 %) als Informationsquellen gewünscht. Von den Personen, die Familienbildungsangebote kennen oder sich hinsichtlich ihrer Kenntnis unsicher sind, hat die deutliche Mehrheit (84,2 %) bereits Familienbildungsangebote genutzt. Die drei am häufigsten genannten Gründe, die einer Teilnahme an Familienbildungsangeboten entgegenstehen, sind Zeitmangel (35,7 %), fehlender Bedarf (25,4 %) und ungünstige Öffnungszeiten bzw. Kurszeiten (21,2 %).

Mit Abstand am häufigsten besucht wurden von den befragten Eltern bisher Veranstaltungen zu den Themen „Schwangerschaft und Geburt“ (73,5 %) sowie Eltern-Kind-Gruppen (60,8 %). Am häufigsten gewünscht werden demgegenüber Angebote zur „Freizeitgestaltung in/mit der Familie“ (40,9 %), gefolgt von Veranstaltungen zum „Umgang mit (neuen) Medien und Digitalisierung“ (34,8 %) sowie zur „Entwicklung und/oder Verhalten des Kindes“ (34,2 %) und von kreativen Angeboten (33,4 %).

Da es im Landkreis Eichstätt bisher keine Familienstützpunkte gibt, war ein zentrales Erkenntnisinteresse bei der Elternbefragung, mehr über gewünschte Veranstaltungsorte und -formate zu erfahren. Hinsichtlich der Veranstaltungsorte zeigt sich, dass Familienbildungsangebote nach Wunsch der Eltern vor allem in Schulen (56,9 %), Kindertageseinrichtungen (42,1 %) und online (41,8 %) stattfinden sollten. Als beliebteste Veranstaltungsarten kristallisieren sich Freizeitangebote (51,7 %) heraus, gefolgt von Informationsveranstaltungen (39,4 %). Jeweils rund ein Viertel der befragten Eltern wünscht sich Online-Kurse (27,7 %), Online-Informationsveranstaltungen (27,4 %), Präsenz-Kurse (26,0 %) und Gruppentreffen (25,3 %). Wie auch in Augsburg treten bei einer Differenzierung der Familien nach verschiedenen Merkmalen, etwa dem Wohnort der Familien, der in der Familie gesprochenen Sprache oder der Familienform, Unterschiede in der Kenntnis und der Nutzung von Familienbildungsangeboten sowie den Themenwünschen zu Tage.

Auch für den Landkreis Eichstätt hat das ZFG fünf Handlungsfelder definiert, die für die Weiterentwicklung der Familienbildung im Landkreis Eichstätt zielführend sein können. Ähnlich wie bei der Studie für die Stadt Augsburg bezieht sich das Handlungsfeld 1 auf die Verbesserung der Information über Familienbildungsangebote. Durch zielgruppengerechte Informationsverbreitung sollte sowohl die allgemeine Bekanntheit von Familienbildung gesteigert werden als auch eine bessere Kenntnis von konkret stattfindenden Veranstaltungen erreicht werden.

Im zweiten Handlungsfeld geht es um die Anpassung der Angebotsthemen. Entsprechend den Ergebnissen für die Stadt Augsburg besteht auch



im Landkreis Eichstätt von Seiten der Eltern ein deutlicher Wunsch nach Angeboten, welche die Freizeitgestaltung in oder mit der Familie thematisieren, sowie an kreativen Angeboten. Daneben wünschen sich hier viele Eltern aber mehr Angebote zu den Themen „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“, „berufliche Orientierung von Jugendlichen“ sowie „finanzielle und rechtliche Fragen“. Die beiden letzteren Themen sind dabei insbesondere auch für Elterngruppen wichtig, die bisher noch nicht umfassend von Familienbildung erreicht werden, nämlich Familien mit Migrationshintergrund, bildungsfernere Familien und Alleinerziehende. Diese Familien besser in das Familienbildungsangebot des Landkreises Eichstätt einzubeziehen, ist ein weiteres identifiziertes Handlungsfeld.

Ebenso sollten im Landkreis Eichstätt bestimmte Angebotsarten ausgebaut werden. Ein Mehrbedarf zeigt sich vor allem bei Freizeitangeboten, bei digitalen Angeboten und bei offenen Treffpunkten.

Auch für den Landkreis Eichstätt ist eine Anpassung der Angebotsorte naheliegend. Anders als in der Stadt Augsburg ist in diesem ländlich geprägten Umfeld eine wohnortnahe Gestaltung der Angebote noch nicht überall umgesetzt. Hier besteht also Handlungsbedarf. Dabei schlagen wir vor, niedrigschwellige Angebotsorte wie Schulen und Kindertageseinrichtungen verstärkt einzubeziehen. Außerdem kann die Errichtung von Familienstützpunkten zu einer besseren Erreichbarkeit der Familienbildung beitragen und ebenso die Vernetzung der Anbieter stärken.

Deutlichste Unterschiede zwischen urbanem Augsburg und ländlichem Eichstätt

Wie bereits aus der knapp gehaltenen Darstellung der Ergebnisse hervorgeht, unterscheiden sich die Ergebnisse für die beiden unterschiedlichen Kommunen an verschiedenen Stellen. Im Folgenden werden die auffälligsten Diskrepanzen thematisiert.

Ein erster gravierender Unterschied zwischen den beiden Gebieten lässt sich bereits bei der Kenntnis der Familienbildungsangebote unter der Elternschaft beobachten. Diese ist im Landkreis Eichstätt deutlich höher als in der Stadt Augsburg: Während in Augsburg 49,5 % der Befragten angeben, Familienbildungsangebote zu kennen, liegt der Bekanntheitsgrad der Familienbildung im Landkreis Eichstätt bei 66,7 %. Der Anteil der Personen, die sich hinsichtlich der Kenntnis unsicher sind, beträgt in beiden Regionen knapp unter 10 %. Folglich ist der Anteil derjenigen, die Familienbildung nicht kennen, in Augsburg mit 41,1 % deutlich höher als in Eichstätt mit 25,4 % (s. Abbildung 5).

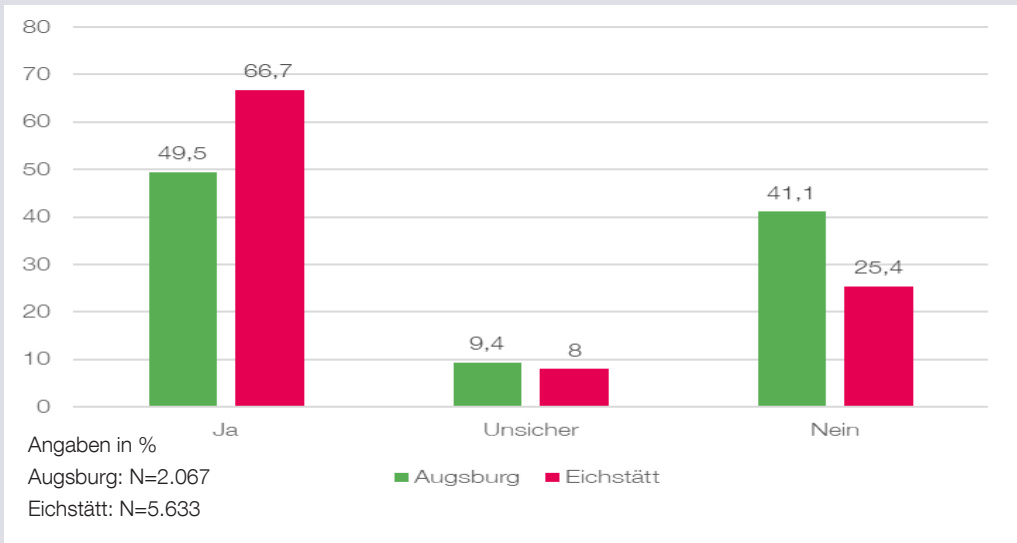


Abbildung 5: Bekanntheit der Familienbildungsangebote in der Stadt Augsburg und im Landkreis Eichstätt im Vergleich

Quelle: Elternbefragungen des ZFG, eigene Berechnung und Darstellung.

Hinsichtlich der Hinderungsgründe, die Eltern und Familien von der Nutzung von Familienbildungsangeboten abhalten, zeigen sich ebenfalls Unterschiede. Die beiden am häufigsten genannten Hinderungsgründe sind in beiden Kommunen fehlender Bedarf und Zeitmangel – allerdings in umgekehrter Reihenfolge: Während in der Stadt Augsburg 33,9 % der Befragten, die Familienbildung zwar kennen, aber nicht nutzen, angeben, dass sie solche Angebote nicht brauchen, sind dies im Landkreis Eichstätt nur 25,4 %. Zu wenig Zeit haben dafür in Eichstätt 35,7 %; in Augsburg ist dieser Anteil mit 31,4 % etwas niedriger.

Bei den gewünschten Themen sind die am häufigsten genannten Themen in beiden Regionen sehr ähnlich. Angeführt wird die Rangliste jeweils vom Thema „Freizeitgestaltung in/mit der Familie“. Ein Unterschied ist, dass der Themenbereich Gesundheit in Augsburg auf Platz 2 liegt, wobei sich ca. jede dritte befragte Person hier mehr Angebote wünscht. In Eichstätt haben nur 21,6 % der Befragten den Wunsch nach mehr Angeboten zum Thema „Gesundheit“. Ein möglicher Grund für diese Diskrepanz ist, dass die Corona-Pandemie in dicht besiedelten Räumen wie der Stadt Augsburg möglicherweise stärkere Auswirkungen auf das alltägliche (Familien-)Leben hatte wie in eher dünn besiedelten Räumen wie dem Landkreis Eichstätt. Auch könnte die Angst vor einer möglichen Infektion und deshalb das Bewusstsein für Gesundheitsthemen in einem dicht besiedelten Ballungsraum wie Augsburg beispielsweise aufgrund der stärkeren Nutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln größer sein wie im Landkreis Eichstätt, in dem der Individualverkehr dominiert.

Ein weiterer Unterschied zeigt sich, wenn man den Fokus auf Familien mit Migrationshintergrund legt. In Augsburg haben diese Familien eine schlechtere Kenntnis von Familienbildungsangeboten als Familien, in denen nur Deutsch gesprochen wird. Sind die Familien mit Migrationshintergrund allerdings über Familienbildung informiert, nutzen sie die Angebote genauso häufig wie Familien, in denen nur Deutsch gesprochen wird. Im Landkreis Eichstätt demgegenüber weisen Familien mit Migrationshintergrund sowohl eine schlechtere Kenntnis als auch eine geringere Nutzung von Familienbildungsangeboten auf als Familien, in denen nur Deutsch gesprochen wird.

Der letzte Unterschied, der im Rahmen dieses Beitrags angesprochen werden soll, besteht bei den identifizierten Handlungsfeldern. Zwar können für die Stadt Augsburg, die schon längere Zeit am bayerischen Förderprogramm teilnimmt und in der bereits viele Familienstützpunkte existieren, ähnliche Handlungsfelder abgeleitet werden wie für den Landkreis Eichstätt, der noch zu Beginn der Förderteilnahme steht. Innerhalb der Handlungsfelder müssen aber andere Schwerpunkte gelegt werden. Während es in Augsburg beispielsweise darum geht, Orte des alltäglichen Familienlebens als Angebotsorte für Familienbildungsveranstaltungen zu nutzen und die Familienstützpunkte noch besser einzubeziehen, sollte in Eichstätt der Fokus auf eine wohnortnahe Gestaltung der Angebote und die Schaffung von Familienstützpunkten als Anlaufstellen für Familien gelegt werden.

Ausblick

Nachdem das ZFG im Jahr 2022 die Familienbildung in zwei sehr unterschiedlichen Kommunen untersuchen konnte, arbeitet das Team auch aktuell an zwei weiteren Familienbildungsstudien, nämlich für die Stadt Ingolstadt und für die Stadt Ansbach. Erneut unterscheiden sich die Ausgangslagen in den beiden Städten deutlich: Die Stadt Ingolstadt nimmt schon seit mehreren Jahren am Förderprogramm teil und verfügt bereits über sechs Familienstützpunkte. Auch durfte das ZFG bereits eine Familienbildungsstudie für die Stadt erstellen. Ansbach ist demgegenüber ähnlich wie der Landkreis Eichstätt ein Neuling im Förderprogramm und zudem mit rund 40.000 Einwohner/innen deutlich kleiner als die Kommunen, mit denen das ZFG im Bereich der Familienbildung bisher zusammengearbeitet hat. Ob sich durch diese kleinere Größe auch andere Anforderungen an die Familienbildung vor Ort ergeben als in der größeren Stadt Ingolstadt, wird die Analyse der erhobenen Daten zeigen.

Literatur

Huinink, Johannes (2009): Familie: Konzeption und Realität. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/familie-und-familienpolitik-301/8017/familie-konzeption-und-realitaet/>, zuletzt geprüft am 13.07.2023.

Kaufmann, Franz-Xaver (2007): Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen. München: Beck (Perspektiven und Orientierungen, Bd. 16).

Art. 16 SGB VIII: Sozialgesetzbuch.

Textor, Martin (2001): Familienbildung als Aufgabe der Jugendhilfe. Familienbildung als Aufgabe der Jugendhilfe. Sächsisches Landesjugendamt. Chemnitz, 16.02.2001. Online verfügbar unter http://www.ipzf.de/Familienbildung_Jugendhilfe.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2022.

Dr. Veronika Hecht

Wiss. Mitarbeiterin, ZFG

Nach ihrem Studium war Veronika Hecht als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) in Nürnberg tätig. Die Promotion zum Dr. rer. pol. erfolgte 2019 an der Universität Regensburg. Seit November 2019 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZFG. Zusammen mit Eva Viering betreut sie hier die Familienfreundliche KU und ist Ansprechperson für Studierende und Mitarbeitende, die Fragen zum Thema Vereinbarkeit von Familie und Studium oder Beruf haben. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt aktuell auf dem Zusammenhang zwischen den Interaktionen in der Familie und der politischen Einstellung von Jugendlichen.



Familienfreundliche KU

Das ZFG erfüllt an der KU nicht nur die Funktion eines zentralen Forschungsinstituts für den Bereich der Familienwissenschaften, sondern es ist auch die zentrale Anlaufstelle für Beschäftigte und Studierende mit Fragen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder Studium. Am ZFG erhalten diese Personen Informationen und Beratung. Außerdem werden die Angebote der Familienfreundlichen KU am ZFG koordiniert und zum großen Teil auch von den beiden Ansprechpersonen Dr. Veronika Hecht und Eva Vierring organisiert. Dieser Artikel gibt einen Überblick über die Aktionen im Bereich der Familienfreundlichen KU, die im Berichtszeitraum dieses Jahresberichts stattgefunden haben.

Nach der Geburt eines Kindes erhalten Beschäftigte und Studierende der Universität auf Wunsch vom ZFG die Willkommensgrußbox der KU, die neben dem original KU-Babybody eine Reihe von Informationsmaterialien für Eltern enthält. Verpackt sind diese Gegenstände in einem Karton, den Kinder des Uni-Kinderhauses mit Fingerfarbe bemalt haben. Im Frühjahr 2023 sind die Kinder und pädagogischen Fachkräfte des Kinderhauses aktiv geworden und haben neue Boxen gestaltet. Diese große Nachfrage zeigt, dass sich die Willkommensgruß-Box an der KU mittlerweile gut etabliert hat. Für das ZFG ist die Übergabe dieser Box nicht nur eine Möglichkeit, den Eltern eine Freude zu bereiten und ihnen zur Geburt des Kindes zu gratulieren, sondern auch eine erste Kontaktaufnahme zu den Eltern. So wissen diese, an wen sie sich bei Vereinbarkeitsfragen wenden können.

Viele der Anfragen, die das ZFG im Berichtszeitraum erreicht haben, hatten die Suche nach einem Betreuungsplatz oder einer Betreuungsperson für das Kind bzw. die Kinder zum Inhalt. Gerade für die Stadt Ingolstadt sind im Vergleich zu den Vorjahren recht viele Anfragen eingegangen. Durch die gute Kooperation mit dem dort ansässigen Pädagogischen Zentrum konnten aber fast alle der gewünschten Betreuungslösungen realisiert werden. Am Standort Eichstätt steht mit dem Uni-Kinderhaus ebenfalls eine Kooperationseinrichtung zur Verfügung, die sogar ausschließlich für Kleinkinder von Studierenden und Mitarbeitenden der KU zugänglich ist.

Eine weitere Unterstützungsmaßnahme für KU-Angehörige mit Kindern ist die Organisation von veranstaltungsbegleitenden Kinderbetreuungsangebo-

ten. Hierbei kann das ZFG auf Betreuerinnen, die durch den Verein Mobile Familie e.V. vermittelt werden, zurückgreifen. Im März wurde dabei für die Konferenz zu „Scale interactions, data-driven modeling, and uncertainty in weather and climate“ an der WFI in Ingolstadt, ein Betreuungsangebot arrangiert.

Auch im Sommer 2023 hat das ZFG zusammen mit den Kooperationseinrichtungen Uni-Kinderhaus, Pädagogisches Zentrum Ingolstadt und Mobile Familie e.V. ein Kinderprogramm beim Hofgartenfest angeboten. Es gab für die Kinder die Möglichkeit, Buttons zu gestalten, Papierblumen zu falten, Masken zu basteln und Windspiele und Kaleidoskope zu verzieren. Außerdem war ein Geschicklichkeitssparcours aufgebaut.

In den Herbstferien 2022 fand erneut ein Ferienprogramm für Kinder von KU-Angehörigen statt. Teilnehmen konnten Kinder im Alter zwischen sechs und zwölf Jahren, von denen mindestens ein Elternteil an der KU arbeitet oder studiert. Das abwechslungsreiche Programm startete mit einer Halloween-Bastelaktion und bot mit einem Kinobesuch („Die Schule der magischen Tiere 2“) und einem Ausflug nach Ingolstadt mit Besichtigung der Wissenschaftsgalerie und dem Robotorlabor der TH Ingolstadt weitere spannende Aktionen. Ausgangspunkt war dabei die Kellerbühne der KU.

Am Buß- und Betttag 2022 haben Studierende der Biologie zusammen mit ihrer Dozentin Dr. Maximiliane Schumm einen Mitmachworkshop im iLab@KU angeboten. Unter dem Motto „Was Apfel, Mais und Kastanie gemeinsam haben“ konnten die Kinder der Jahreszeit entsprechend verschiedene Früchte untersuchen. Außerdem wurde die Gruppe an diesem Tag von einem Team der Kommunikationsabteilung der KU begleitet, das Fotos für eine Werbekampagne zum Lehramtsstudium gemacht hat. Somit hatte das Kinderprogramm an diesem Tag einen vielfältigen Nutzen für unterschiedliche Gruppen und Bereiche der KU.

Ein weiteres Kinderprogramm fand in den Pfingstferien 2023 statt. Bei schönstem Ferienwetter standen in der ersten Ferienwoche das Basteln von Upcycling-Mobiles, eine Führung durch das Stadttheater Ingolstadt, ein Kinovormittag mit „Asterix und Obelix im Reich der Mitte“ sowie ein Ausflug in das Walderlebniszentrum nach Schernfeld auf dem Programm. In der zweiten Ferienwoche konnte die Gruppe Mäppchen gestalten und das Juramuseum auf der Willibaldsburg besuchen. Aufgrund der anstehenden Renovierungsarbeiten an der KU konnte das Programm nicht in der Kellerbühne stattfinden. Dank Pater Stefan Weig und Frau Andrea Krüger von der Katholischen Hochschulgemeinde durften wir aber den Goldenen Saal im KHG-Gebäude nutzen. Durch die zentrale Lage in Eichstätt und den Garten im Innenhof war dies der ideale Ausgangsort für unser Programm.

Beim Tag der offenen Tür 2023 hat das ZFG, wie auch in den vergangenen Jahren, die Angebote der Familienfreundlichen KU vorgestellt. An einem eigenen ZFG-Stand haben die Mitarbeitenden zum einen über die Forschungsaktivitäten des Instituts und zum anderen über die Angebote der Familienfreundlichen KU informiert. Dabei wurden die KidsBox und die

Willkommensgruß-Box ausgestellt und Straßenmalkreiden an Kinder verteilt. Eine weitere Möglichkeit, die Familienfreundliche KU öffentlich vorzustellen, bot sich aufgrund der Anfrage der BR-Korrespondentin Daniela Olivares, die einen Beitrag über die familienfreundliche Stadt Eichstätt erstellt hat. Das Video beinhaltet eine Interview-Sequenz über die Angebote, mit denen die KU Familien unterstützt.

Im Rahmen der Familienfreundlichen KU vertritt das ZFG die KU im Netzwerk der Familienservice-Stellen der bayerischen Universitäten und Hochschulen. Ende Mai 2023 hat ein Treffen dieses Netzwerkes an der Universität Passau stattgefunden, an dem die beiden Ansprechpersonen teilgenommen haben. Zudem ist die KU Mitglied im Best-Practice-Club „Familie in der Hochschule e.V.“. Im November 2022 fand an der Universität der Bundeswehr in München die achte Jahrestagung zusammen mit einem Arbeitstreffen des Vereins statt. Das Motto der Veranstaltung lautete „Familie im Wandel. Vielfalt als Impuls zur Weiterentwicklung des Hochschulsystems“. Neben dem Direktor des ZFG, Prof. Dr. Klaus Stüwe, der auch in seiner Funktion als Vizepräsident der Universität für die Familienfreundlichkeit zuständig ist, haben Dr. Veronika Hecht und Eva Vierring an der Tagung teilgenommen. Sehr interessant war dabei der Keynote-Vortrag von Prof. Dr. Norbert Schneider zum Thema „Bunt statt normal? Familie und Familienleben in Deutschland“, ebenso wie der Austausch mit den Kolleg/-innen von anderen Universitäten und Hochschulen. Die Mitarbeitenden des ZFG sind in den Arbeitsgruppen „Beratung“ und „Familiengerechte Studienbedingungen“ engagiert. Sie nahmen auch am Arbeitstreffen an der Hochschule Neu-Ulm, das im Februar 2023 stattfand, teil.

Da es im letzten Jahr keine Neuerungen im Bereich der Familienfreundlichen KU gab, wurde mit dem Einverständnis der Mitglieder die Sitzung der „AG Familienfreundliche KU“ in diesem Jahr ausgesetzt. Um dennoch in einen Austausch mit dem wissenschaftlichen Personal der KU zu kommen, haben die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der KU, Prof. Dr. Kathrin Schlemmer und Dr. Veronika Hecht an einem Treffen der Fakultätsmanager/-innen der KU teilgenommen. Dort haben sie die aktuellen Angebote der Familienfreundlichen KU kurz präsentiert. Größtenteils widmete sich der Austausch den Verbesserungs- und Weiterentwicklungsmöglichkeiten der Familienfreundlichen KU.

Das diesjährige Vortragsangebot des ZFG zu familienspezifischen Themen richtet sich speziell (aber nicht ausschließlich) an KU-Angehörige, die Angehörige pflegen. Im November 2023 wird der Rechtsanwalt Marten Tiessen eine Online-Veranstaltung zum Thema „Digitaler Nachlass – Was geschieht mit unseren Daten nach dem Tod“ durchführen. Die Veranstaltung wird ein gemeinsames Angebot des ZFG und der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der KU sein.

Erwähnenswert ist zudem, dass die beiden Ansprechpersonen im letzten Jahr an mehreren Weiterbildungen teilgenommen haben. Frau Vierring,

Pflegelotsin an der KU, nahm im November 2022 am Netzwerktreffen der Pflegelotsen zum Thema: „Resilienz im Pflegealltag – Kraftquellen für pflegende Angehörige“ teil, das von der Rummelsberger Diakonie Nürnberg veranstaltet wurde. Außerdem haben beide Ansprechpersonen am Online-Austausch-Forum zu „Stipendien, Darlehen und Beihilfen für Studierende mit Kindern“ des Deutschen Studierendenwerks teilgenommen. Dr. Veronika Hecht hat zudem ein Online-Seminar des Deutschen Hochschulverbands zum Thema „Gleichstellung an Hochschulen - Diskriminierungsschutz und familienfreundliche Arbeitsbedingungen“ besucht.

Dr. Veronika Hecht

Wiss. Mitarbeiterin, ZFG

Nach ihrem Studium war Veronika Hecht als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) in Nürnberg tätig. Die Promotion zum Dr. rer. pol. erfolgte 2019 an der Universität Regensburg. Seit November 2019 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZFG. Zusammen mit Eva Viering betreut sie hier die Familienfreundliche KU und ist Ansprechperson für Studierende und Mitarbeitende, die Fragen zum Thema Vereinbarkeit von Familie und Studium oder Beruf haben. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt aktuell auf dem Zusammenhang zwischen den Interaktionen in der Familie und der politischen Einstellung von Jugendlichen.



Ängste der Kinder

Gespräche über Krieg, Einsätze und die Rolle der Eltern als Soldat/in

Die Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages Dr. Eva Högl lud am 8. September 2022 in Kooperation mit der Katholischen Militärseelsorge und der Evangelischen Seelsorge in der Bundeswehr fachkundige Soldatinnen und Soldaten, Interessenvertreter und Experten zur Veranstaltung Familie und Dienst 2022 - Auswirkungen der Corona-Pandemie und des Kriegs in der Ukraine auf die Familien der Soldatinnen und Soldaten in den Deutschen Bundestag ein. Erstmals nahm auch das Militärrabbinat teil, das 2021 seine Arbeit in Berlin aufgenommen hat.

Nach zweijähriger Pause auf Grund der Corona Pandemie konnte die im jährlichen Turnus stattfindende Veranstaltung wieder durchgeführt werden. Ziel ist es, eine bessere Vereinbarkeit des Dienstes in der Bundeswehr mit dem Familien- und Privatleben gewährleisten zu können. Es werden einerseits bereits angestoßene Diskussionen vorhergehender Veranstaltungen weitergeführt. Andererseits mit Hilfe von Impulsvorträgen und Workshops zu den verschiedensten Themenbereichen in Arbeitsgruppen weitere Anregungen und Empfehlungen erarbeitet.

Das ZFG war durch Alexandra Hoff-Ressel und Peggy Puhl-Regler bereits zum sechsten Mal unter federführender Mitwirkung vertreten. Die Mitarbeiterinnen hielten den Impulsvortrag zum Thema Ängste der Kinder – Gespräche über Krieg, Einsätze und Rolle der Eltern als Soldat/in. Im Anschluss stellten sie sich den Fragen und Anregungen der Teilnehmenden.

Ängste der Kinder – Gespräche über Krieg, Einsätze und die Rolle der Eltern als Soldat/in

Vieles hat sich mit dem Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine für die Soldatinnen und Soldaten, aber auch für ihre Familien verändert. Das Bedürfnis, sich zu informieren und auf dem neusten Stand zu bleiben, ist groß. Nicht selten führt es dazu, dass der Krieg und seine Auswirkungen auch nicht vor den Wohn- und Kinderzimmern Halt machen. Alexandra Hoff-Ressel und Peggy Puhl-Regler verwiesen daher in ihrem Vortrag darauf, dass es nur in den seltensten Fällen funktioniert, belastende und ängstigende Themen vor Kindern fernzuhalten. Denn nahezu alle Lebensbereiche – mal mehr mal weniger – sind davon aus den unterschiedlichsten Gründen betroffen. Nicht

nur in den Medien wie Fernsehen, Radio, Printmedien und im Internet ist der Krieg und seine Auswirkungen präsent. Er ist auch Thema im Freundes- und Bekanntenkreis, in der Schule und manchmal bereits im Kindergarten. Die Referentinnen erläuterten den Teilnehmenden, dass Kinder und Jugendliche den Krieg und den Beruf der Eltern je nach Alter und Entwicklungsstand unterschiedlich wahrnehmen. Insbesondere jüngere Kinder bis ins Grundschulalter können nicht immer kommunizieren, was sie beschäftigt, verunsichert oder gar Angst macht. Ältere Kinder ziehen sich mitunter zurück, um die Eltern nicht zusätzlich zu belasten oder tauschen sich lieber mit Gleichaltrigen oder im Freundeskreis aus.



Peggy Puhl-Regler (links) und Alexandra Hoff-Ressel (rechts) mit der Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestags Dr. Eva Högl (Mitte) bei der Veranstaltung „Familie und Dienst 2022“.

Hoff-Ressel und Puhl-Regler betonten, dass Eltern die Äußerungen und Verhaltensweisen ihres Kindes immer ernst nehmen müssen. Bei Gesprächen mit Kindern allen Alters ist es wichtig, sich Zeit zu nehmen und zu vermitteln „Du kannst immer mit mir reden, egal über was.“ Nicht alle aufkommende Fragen sind jedoch leicht zu beantworten – insbesondere solche, die mit dem Soldatenberuf des Elternteils zusammenhängen. Entscheidend ist hierbei nicht, eine möglichst ausführliche Antwort. Sondern eine Antwort, die der Wahrheit entspricht und authentisch ist.

Die Pädagoginnen wiesen in diesem Zusammenhang auf die am ZFG entwickelten Bücher und Broschüren für Soldatenfamilien, wie die Kinderbücher Lena und Mamas Auslandseinsatz und Lena und Papas Auslandseinsatz.

Nach dem Impulsvortrag wurde die Zeit im Workshop genutzt, um sich auszutauschen. Teilnehmende merkten unter anderem sehr emotional an, dass es offene Fragen gebe, wenn es darum ginge, innerhalb weniger Tage einsatzbereit zu sein. Inwieweit z. B. Soldatinnen und Soldaten, die der NRF (NATO Response Force) angehören, und gemeinsame Kinder haben, gleichzeitig in den Einsatz müssen. Eine alleinerziehende Soldatin betonte, dass es für sie große Hindernisse bezüglich Sorgerecht und Betreuung ihres Kindes gebe, um für die NRF bereit zu sein.

Zum Ende der Veranstaltung nutzten die beiden Mitarbeiterinnen des ZFGs die Gelegenheit, um der Wehrbeauftragten Dr. Eva Högl persönlich die beiden Kinderbücher Lena und Papas Einsatz sowie Lena und Mamas Einsatz zu überreichen“.

Dipl. Päd. Peggy Puhl-Regler

Wiss. Mitarbeiterin, ZFG

Seit 2010 arbeitet Peggy Puhl-Regler als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kooperation mit dem KMBA. Zu ihrem Aufgabenbereich gehören unter anderem die Lebenswirklichkeit von Soldatenfamilien, vor allem aus dem Blickwinkel der betroffenen Kinder und Jugendlichen. Gemeinsam mit Alexandra Hoff-Ressel ist verantwortlich für die Längsschnittstudie Wertorientierungen und Einstellungen von Militärseelsorgern und Militärseelsorgerinnen. Zudem ist sie Mitglied in der AG 3 PTBS und Wehrdienstbeschädigung im Netzwerk der Hilfe des Bundesministeriums der Verteidigung.



Wie Papa wieder lachen lernt

Den Auftakt für die Arbeiten am Kinderbuch „Wie Papa wieder lachen lernt“ bildeten zwei Tage Hospitation im Psychotraumazentrum der Bundeswehr in Berlin. Unter der fachkundigen Leitung von Herrn Oberstarzt Dr. Peter Zimmermann konnte das Team (Dr. Peter Wendl, Peggy Puhl-Regler, Alexandra Hoff-Ressel und Illustratorin Ilonka Baberg) einen Einblick gewinnen in die Arbeit vor Ort und darüber, mit welchen An- und Herausforderungen die Patienten und Patientinnen sowie ihre Familien auf der Station konfrontiert sind. Mit einem geschärften Blick dafür und mit vielen Hintergrundinformationen ausgestattet, entstand in den folgenden zwölf Monaten das Buch für Kinder psychisch erkrankter Soldaten und Soldatinnen. Realisiert werden konnte dieses im Rahmen des MUTMACHER-Projekts¹, einem Kooperationsprojekt von Deutscher Härtefallstiftung, der Katholischen Familienstiftung für Soldatenfamilien und dem Psychotraumazentrum der Bundeswehr.

Die Militärseelsorge, der Sanitätsdienst der Bundeswehr, der Psychologische Dienst und der Sozialdienst der Bundeswehr bietet dieses Buch eine zusätzliche Unterstützung in ihrer Arbeit mit Soldatenfamilien, wenn ein Elternteil unter einer seelischen Belastung leidet.



¹ Das MUTMACHER-PROJEKT ist ein Gemeinschaftsprojekt der Deutschen Härtefallstiftung, der Katholischen Familienstiftung für Soldatenfamilien und in Zusammenarbeit mit dem Psychotraumazentrum der Bundeswehr. Im Fokus der gemeinsamen Arbeit stehen Angst, Depression und psychoreaktive Folgestörungen in einem ganzheitlichen Ansatz zur Entwicklung neuer Betreuungsansätze. Es wurde speziell als Ergänzung zum offiziellen Betreuungsangebot der Bundeswehr konzipiert mit dem Hauptziel das Wohlbefinden der Bundeswehrangehörigen und ihrer Familien zu steigern. Ein besonderes Augenmerk wird hierbei auf das unmittelbare soziale Umfeld (die Familie) gelegt, das stark unter den Auswirkungen psychischer Erkrankungen leidet. Ohne eine Berücksichtigung dieser Wechselwirkung von Betroffenen und sozialem Umfeld ist eine wirkliche Genese nicht möglich. Weiterführende Informationen unter <https://haertefall-stiftung.de/mutmacher/>

Von den weit in der Gesellschaft verbreiteten Krankheitsbildern Angst und Depression sind auch die Angehörigen der Bundeswehr leider nicht ausgenommen. Sie sind auf Grund ihres fordernden Berufs vielfältigen Belastungen ausgesetzt, die zu einem besonderen Kraftverlust führen können. Einsätze sowie Missionen in Krisengebieten oder deutschlandweite Versetzungen und die damit verbundenen Fernbeziehungen zu Familie und Freunden sind nur einige Beispiele dafür.

Leidet ein erwachsenes Familienmitglied unter einer seelischen Erkrankung, so betreffen die Auswirkungen nicht nur den Erkrankten bzw. die Erkrankte selbst, sondern das gesamte familiäre Umfeld und ganz besonders die Kinder.

Kinder bemerken ein verändertes Verhalten bei ihren Eltern schnell. Dabei reagieren sie je nach Alter und Entwicklungsstand ganz unterschiedlich auf die neue Situation. Während sich die einen zurückziehen, reagieren die anderen wütend oder gar aggressiv (Lenz 2013). Die Kinder stellen sich die Frage, warum sich der Vater oder die Mutter so anders verhält als sonst. Dort, wo Wissen über die Krankheit fehlt, können Veränderungen am Elternteil und in der Familie vom Kind nicht eingeordnet werden. Nicht selten wird es daher die Schuld an diesem Zustand bei sich selbst suchen. Häufig ändert sich mit der seelischen Erkrankung eines Familienmitglieds auch der familiäre Alltag. Aufgaben werden anders verteilt und teilweise auch von den Kindern übernommen. Manche werden gar nicht mehr erledigt oder nur sehr unzureichend. Hinzu kommt die Tabuisierung der Erkrankung, sodass selbst innerhalb der Familie nicht offen darüber gesprochen wird. Ursächlich sind meistens Scham und die Sorge, das Kind damit nicht zusätzlich zu belasten. Nicht nur die Kommunikation innerhalb leidet unter der Gesamtsituation, sondern auch der Kontakt nach außen. So ist es gerade für die Kinder schwierig, sich eine Vertrauensperson außerhalb zu suchen, wird doch die Krankheit oftmals wie ein Familiengeheimnis behandelt.²

In dem Buch widmen sich das Autorenteam den Bedürfnissen von Kindern im Alter von etwa vier bis acht Jahren. Dabei beschreiben sie in kindgerechter Sprache, warum sich das Verhalten von Mama oder Papa verändern kann und warum diese oder dieser oft traurig sind. Das Buch soll in mindestens vier Richtungen wirken:

- Es ermöglicht Kindern, belastende Wahrnehmungen, Veränderungen und Erlebnisse besser zu verstehen und auszudrücken. Gleichzeitig werden ihnen Perspektiven aufgezeigt, wie sich die Situation verbessern kann.
- Für die Vorlesenden und Betroffenen bietet es einerseits die

² Lenz, A.; Brockmann, E. (2013): Kinder psychisch kranker Eltern stärken. Informationen für Eltern, Erzieher und Lehrer. Göttingen.

Lenz, A. (2014). Kinder psychisch kranker Eltern. Göttingen.

Dipl. Päd. Alexandra Hoff-Ressel

Wiss. Mitarbeiterin, ZFG

Seit 2007 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZFG angestellt. Seit 2011 beschäftigt sie sich im Rahmen der Kooperation mit dem Katholischen Militärbischofsamt in unterschiedlichen Projekten mit der Lebenswirklichkeit von Soldatenfamilien. Sie ist weiterhin mitverantwortlich für die Längsschnittstudie „Wertorientierungen und Einstellungen von Militärseelsorgern und Militärseelsorgerinnen“.

**Dipl. Päd. Peggy Puhl-Regler**

Wiss. Mitarbeiterin, ZFG

Seit 2010 arbeitet Peggy Puhl-Regler als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kooperation mit dem KMBA. Zu ihrem Aufgabenbereich gehören unter anderem die Lebenswirklichkeit von Soldatenfamilien, vor allem aus dem Blickwinkel der betroffenen Kinder und Jugendlichen. Gemeinsam mit Alexandra Hoff-Ressel ist verantwortlich für die Längsschnittstudie Wertorientierungen und Einstellungen von Militärseelsorgern und Militärseelsorgerinnen. Zudem ist sie Mitglied in der AG 3 PTBS und Wehrdienstbeschädigung im Netzwerk der Hilfe des Bundesministeriums der Verteidigung.

**Dr. Peter Wendl**

Wiss. Projektleiter, ZFG

Seit 2002 verantwortet er die unbefristete Kooperation mit dem Katholischen Militärbischofsamt (KMBA). Er ist Diplom-Theologe, Einzel-, Paar- und Familientherapeut sowie Traumafachberater. Er ist Autor zahlreicher Publikationen zu den Themenbereichen Beziehung, Familie sowie Erziehung - insbesondere für Soldatinnen, Soldaten und ihre Angehörigen.



Resiliente Soldatenfamilien:

Herausforderungen und Chancen in der Zeitenwende

Familienresilienz muss unter zweierlei Gesichtspunkten betrachtet werden: Die Förderung der Widerstandsfähigkeit und die Belastbarkeit der Familie an sich (Familienresilienz) sowie der einzelnen Familienmitglieder (individuelle Resilienz). Beide bedingen sich reziprok. Aus präventiver Perspektive sind für die Familienresilienz zunächst drei grundlegende Säulen elementar:

- Erstens eine verlässliche Entschiedenheit des Paares füreinander und die daraus resultierende Überzeugung, bei Herausforderungen gemeinsam einen Sinn finden zu können. Diese Überzeugung wird getragen durch gemeinsame Werte, wie beispielsweise Religiosität und Spiritualität, aber auch durch Erfahrungswerte, dass Probleme und Erschütterungen zusammen besser bewältigt werden können.
- Zweitens die Verbundenheit durch verlässliche Organisationsmuster als Paar und Familie sowie die Flexibilität, diese – wenn nötig – verändern und anpassen zu können. Der Aktivierung und dem Erhalt von sozialen Ressourcen kommt dabei eine wichtige Unterstützungsfunktion zu. Zu nennen ist hier die Pflege von Freundschaften und der unterstützende Kontakt zu Verwandten.
- Drittens eine gelingende Kommunikation und gemeinsame Problemlösekompetenzen als familiäre Schlüsselprozesse. Dafür ist eine zu erringende Klarheit der Partner voreinander unabdingbar, durch einen regelmäßigen Austausch von Ängsten und Befürchtungen einerseits sowie von Hoffnungen und Erwartungen andererseits.

Der konstruktiven Artikulation von Ängsten und Erwartungen kommt aus Sicht der Familienresilienz also eine Schlüsselfunktion zu. Davon abgeleitet gilt es nämlich neben einer grundlegenden Vergewisserung gemeinsam Konsequenzen zu ziehen, um die Belastungen zu minimieren oder mindestens gegenseitig anzuerkennen sowie Lösungsansätze umzusetzen. Das erfordert, für sich und andere Verantwortung zu übernehmen und auch als Vorbild zu fungieren, insbesondere für Kinder (vgl. Fröhlich-Gildhoff, 2021, S.43; vgl. Walsh, 2003) Resilienzförderung bedeutet also für Partnerschaft und Familie, sich gegenseitig Freiraum zu schaffen, damit Gefühle – immer wieder neu –

geschützt zum Ausdruck gebracht werden können.

Zu den zentralen Faktoren, die insbesondere die Resilienz von Soldatenfamilien stärken, gehören damit neben den bereits genannten Säulen weitere Aspekte, die es nachfolgend genauer zu erläutern gilt.

1 Gemeinsame Zeit – für starke Soldatenfamilien

Die Beziehungen innerhalb einer Familie werden durch gemeinsam verbrachte, konstruktive und zugewandte Zeit gestärkt. Wer wertschätzend Zeit miteinander plant und verbringt, sich in Aktion und Interaktion befindet, entwickelt eine sichere und positive Bindung. Dazu gehört, sich gegenseitig zu unterstützen und emotionalen Beistand zu leisten, gerade in herausfordernden Zeiten. Für Kinder sind stabile emotionale Beziehungen zu unterstützenden Erwachsenen ein elementarer Faktor für die Resilienzentwicklung. Das können die Eltern, im Abwesenheitsfall aber auch andere verlässliche und enge Bezugspersonen sein. Im Idealfall fühlen sie sich innerhalb des Familiensystems sicher, geborgen und geliebt, werden unterstützt und in ihrem Handeln ermutigt (vgl. Fröhlich-Gildhoff, 2021, S.44).

Viele Soldaten und Soldatinnen führen zeitweise oder regelmäßig eine Fernbeziehung mit ihren Partnern, Partnerinnen, ihren Familien und ihrem Freundeskreis. Sie gehen in Einsätze, auf Übungen und Lehrgänge oder haben ihren Dienort in einer anderen Stadt als ihr soziales Umfeld. Hinzu können örtliche Versetzungen kommen, die wiederum mit einem Neuanfang und dem Verlust des sozialen Umfelds vor Ort einhergehen können. So ist das Zeitfenster, in dem Soldatenfamilien Zeit am gemeinsamen Lebensmittelpunkt verbringen können, in vielen Lebensphasen stark begrenzt. Der Wunsch nach Spontaneität muss für sie oft einer langfristigen Planung weichen, die Halt verleiht, aber wenig Raum für unerwartete Entwicklungen lässt. Umso mehr gilt es für Soldatenfamilien, Zeitfenster für Partnerschaft und Familie verlässlich einzuplanen und auch kreativ Wege zu finden, vielfältig miteinander in Verbindung zu kommen. Um Möglichkeiten des Beisammenseins zu schaffen bzw. die zur Verfügung stehende Zeit als gehaltvolle quality time zu nutzen, ist es erforderlich, alle zur Verfügung stehenden Ressourcen zu nutzen. Dabei ist jeder bewusst zusammen verbrachte Moment wertvoll (auch über digitale Medien); selbst kurze Interaktionen und Gesten tragen dazu bei, die Verbundenheit innerhalb der Familie zu stärken und das Wohlbefinden der einzelnen Familienmitglieder zu fördern (ZFG, 2022).

Speziell für die Resilienz von Kindern und Jugendlichen ist es wichtig, dass der häufig abwesende Elternteil zugewandt und möglichst auch einzeln exklusive Zeit mit ihnen verbringt. Dadurch haben Heranwachsende die Möglichkeit, sich mit Vater oder Mutter auszutauschen, etwa über Ereignisse und die dadurch ausgelösten Gefühle, aber verlässlich ebenso ohne unmittelbaren Anlass. Idealerweise findet sich ein Ritual, wie und wo diese gemeinsamen Momente geteilt werden können. Gemeinsame Aktivitäten helfen zudem nach schwierigen Ereignissen oder langen Phasen der Abwesenheit, wieder

mehr Vertrautheit herzustellen und neu zueinanderzufinden. Für Kinder bis ins Grundschulalter ist es bedeutsam, dass sie die Nähe ihrer Eltern über Sinneseindrücke sowie Gefühle, etwa über Gesten und Mimik, wahrnehmen können. Ältere Kinder und insbesondere Jugendliche verbringen zwar einen großen Teil ihres Alltags außerhalb der Familie. Dennoch wünschen sich die meisten auch Zeit, um als Familie etwas zusammen zu unternehmen. Wenn es phasenweise auf Grund der Umstände nicht möglich ist, ausreichende Zeitfenster für jedes Familienmitglied zur Verfügung zu haben, trägt es spürbar zu einer stabilen Familienresilienz bei, Perspektiven zu schaffen und gemeinsame Zukunftspläne zu entwickeln, wie etwa das nächste verlängerte Wochenende, einen gemeinsamen Urlaub sowie absehbar gemeinsame Aktivitäten zu planen (vgl. Puhl-Regler, 2016).

2 Im Gespräch bleiben – Vertrauen schaffen, Konflikte lösen

Eine resiliente Basis entsteht, wenn Familienmitglieder ehrlich miteinander kommunizieren können. In dieser Atmo-sphäre sollen Freuden geteilt, aber dürfen und müssen auch negative Gedanken, Gefühle und Probleme angesprochen werden können. Der offene Umgang damit fördert das gegenseitige Verständnis innerhalb der Familie. Er ebnet den Weg für die Entwicklung gemeinsamer Strategien zur guten Bewältigung herausfordernder Situationen und macht handlungsfähig. Dies ist besonders dann wichtig, wenn Kinder sich etwa für den Beruf ihrer Eltern rechtfertigen oder mit Aussagen über die Bundeswehr und deren Aufgaben umgehen müssen.

Um als Soldatenfamilie ins Gespräch zu kommen – und es zu bleiben –, muss auch der inhaltliche Dialog berücksichtigt werden: Worum geht es im gemeinsamen Austausch? Sind wir als Familie in der Lage, über unangenehme oder schwierige Themen zu sprechen? Und wie können wir dafür einen entspannten Rahmen schaffen? In Zeiten spezieller und teils neuer Bedrohungslagen für Soldatenfamilien, (klima-)politischer und gesellschaftlicher Herausforderungen, aber auch bei persönlichen und familiären Belastungen braucht es den Mut, dies in Worte fassen zu lernen und die eigenen damit verbundenen Gefühle zu benennen. Kinder und Jugendliche machen so die Erfahrung: „Es ist wichtig und bereichernd, über das, was mich beschäftigt, zu reden – und ich darf es auch!“ Selbst wenn gerade Jugendliche aus den vielfältigsten Gründen nicht immer mit ihren Eltern sprechen möchten, gilt es für die Bezugspersonen dennoch, immer wieder unaufdringlich Gesprächsbereitschaft zu signalisieren und wach für Gelegenheiten zu bleiben: „Wenn du reden möchtest, bin ich für dich da!“ (vgl. Puhl-Regler et al, S.1ff)

Angemessene Worte zu finden, um als Paar und auch mit Kindern über konfliktbeladene oder unterschiedlich bewertete Themen zu sprechen, ist nicht immer leicht. Kinder und Jugendliche in Soldatenfamilien stellen teils sehr spezifische Fragen in Bezug auf mögliche Bedrohung, sinnhafte militärische Einsätze (nicht erst seit dem Abzug aus Afghanistan), persönliche Opferbereitschaft, aber auch zu möglichen Gefährdungen („Was kann dir da

passieren?“). Dazu sollten Eltern und Partner auskunftsfähig sein, mindestens über eigene Positionen. Deshalb ist es nach wie vor von großer Bedeutung, dass Kindern in Soldatenfamilien Raum gegeben wird, ihre Eindrücke, Fragen und Ängste in Bezug auf den Krieg (in der Ukraine) und andere Konflikte zu äußern. Ihre Sorgen müssen auch nach so langer Zeit des Konflikts ernst genommen und ihre Fragen so gut wie möglich beantwortet werden. Akzeptieren müssen wir aber auch, dass es Momente und Ereignisse gibt, die uns – Erwachsene und Kinder – angesichts des sinnlosen Leids sprachlos machen oder zurücklassen können. Eigene Grenzen einzugestehen und anzunehmen sind ebenfalls wichtige Teilaspekte familialer Resilienz (vgl. Berndt 2013, vgl. Wendl 2023).

3 Verlässlichkeit – Selbstvertrauen und Selbstwirksamkeit stärken

Ein Gesichtspunkt im Kontext familialer Resilienz für Soldatenfamilien ist die Verlässlichkeit. Partner und Partnerinnen, Kinder und Jugendliche, die darauf vertrauen können, von ihrem Gegenüber oder den Eltern bzw. weiteren Bezugspersonen bedingungslos unterstützt zu werden, können so ihr Selbstvertrauen und ihre Selbstwirksamkeit steigern. Sie lernen, dass ihre Bedürfnisse ernst genommen werden (vgl. Krenz, 2008, S.132ff). Verlässlichkeit erfahren Paare, Kinder und Jugendliche aus Soldatenfamilien beispielsweise während einer Fernbeziehung, wenn der oder die Abwesende sowie die Angehörigen zu Hause sich regelmäßig als verbunden erweisen und trotz Distanz in Alltag und Krise so gut wie möglich Kontakt halten (vgl. ZFG, 2022). „Du hältst mir den Rücken frei während meiner Abwesenheit“ ist ein häufig gebrauchtes Bild in diesem Kontext. Wichtig ist aber, dass sich die Unterstützung und die Wertschätzung immer als gegenseitig erweisen.

4 Sinnhaftigkeit und Nachvollziehbarkeit – Basis für Verständnis und Veränderungsbereitschaft

Wer sich darüber im Klaren ist, warum und wofür etwas vor sich geht oder auszuhalten ist (wie etwa ein Umzug, ein Einsatz oder eine Übung, aber auch die Bedrohungslage als Soldat und Soldatin), ist eher in der Lage, mit den damit verbundenen Belastungen umzugehen oder Unabänderliches zu akzeptieren. Die Gründe nachvollziehen zu können, hilft sowohl Kindern als auch Erwachsenen, die eigene Einstellung immer wieder neu anzupassen. Im Kontext der Bundeswehr betrifft dieser Faktor der Resilienz Fragen wie: Warum bin ich Soldat/Soldatin? Warum bin ich bereit, die Herausforderungen, Belastungen und Entbehrungen, die dieser Beruf mit sich bringt, zu ertragen oder mitzutragen? Hierzu immer wieder aufs Neue Antworten für sich selbst zu erringen, ist für Soldatenfamilien nicht einfach, aber elementar. Nur so kann man auch gegenüber dem sozialen Umfeld auskunftsfähig bleiben (vgl. Wendl, 2019, S.49ff)

Abschließend bleibt bei alledem wichtig zu betonen, dass die genannten Aspekte, die für die Resilienz von Paaren und Soldatenfamilien so wesentlich

sind, keinesfalls nur Belastungen darstellen, sondern auch herausragende Erfahrungsschätze und wertvolle Entwicklungspotenziale entfalten, an denen die Beziehungen und Persönlichkeiten wachsen können (vgl. Wendl, 2019, S.49ff)¹

Literaturverzeichnis

- Berndt, Christina** (2013): Resilienz. Das Geheimnis der psychischen Widerstandskraft. München: dtv.
- Fröhlich-Gildhoff, Klaus & Rönna-Böse, Maike** (2021): Resilienz in Familien. In: dies: Menschen stärken. Resilienzförderung in verschiedenen Lebensbereichen. Wiesbaden: Springer.
- Krenz, Armin** (2008): Kinder brauchen Seelenproviant. Was wir ihnen für ein glückliches Leben mitgeben können. München: Kösel-Verlag.
- Puhl-Regler, Peggy** (2016): Ängste von Kindern. Präventive und begleitende Maßnahmen für Einsatzzeit und Grundbetrieb. https://www.ku.de/fileadmin/190803/AEngste_von_Kindern_aus_Soldatenfamilien_Puhl-Regler.pdf. (Stand 11. August 2023).
- Puhl-Regler, Peggy; Ressel, Alexandra & Wendl, Peter** (2022): Mit Kindern über den Krieg reden: Was Kinder brauchen und Eltern wissen sollten. Eichstätt.
- Walsh, Froma** (2003): Family resilience: a framework for clinical practise. In: Family Process, 42, 1.
- Wendl, Peter** (2019): Soldat im Einsatz – Partnerschaft im Einsatz. Praxis- und Arbeitsbuch für Paare und Familien in Auslandseinsatz und Wochenendbeziehung. Freiburg: Herder-Verlag.
- Wendl, Peter ; Puhl-Regler, Peggy ; Hoff-Ressel, Alexandra** (2023): In Worte fassen, was Angst macht : mit Kindern (noch immer) über den Krieg reden. In: Christ in der Gegenwart : katholische Wochenzeitschrift. (26. März 2023). - S. 5-6.
- Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft** (2022): Zusammen schaffen wir das! Informationen, Hilfen und Flyer für Eltern, Kitas und Schulen rund um Auslandseinsatz und Wochenendbeziehung. Eichstätt.

¹ Dieser Beitrag ist ein Auszug des Artikels Resiliente Soldatenfamilien: Herausforderungen und Chancen in der Zeiten-wende, der 2023 im Spezial Vom Umgang mit Bedrohungen und Verletzungen der Ausgabe Resilienz – Aspekte von Krisenkompetenz erschienen ist. Den vollständigen Beitrag finden Sie in der Ausgabe 1/2023 des E-Journals Ethik und Militär unter <https://www.ethikundmilitaer.de/ausgabe/2023-01/article/resiliente-soldatenfamilien-herausforderungen-und-chancen-in-der-zeitenwende>.

Dipl. Päd. Alexandra Hoff-Ressel

Wiss. Mitarbeiterin, ZFG

Seit 2007 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZFG angestellt. Seit 2011 beschäftigt sie sich im Rahmen der Kooperation mit dem Katholischen Militärbischofsamt in unterschiedlichen Projekten mit der Lebenswirklichkeit von Soldatenfamilien. Sie ist weiterhin mitverantwortlich für die Längsschnittstudie „Wertorientierungen und Einstellungen von Militärseelsorgern und Militärseelsorgerinnen“.

**Dipl. Päd. Peggy Puhl-Regler**

Wiss. Mitarbeiterin, ZFG

Seit 2010 arbeitet Peggy Puhl-Regler als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kooperation mit dem KMBA. Zu ihrem Aufgabenbereich gehören unter anderem die Lebenswirklichkeit von Soldatenfamilien, vor allem aus dem Blickwinkel der betroffenen Kinder und Jugendlichen. Gemeinsam mit Alexandra Hoff-Ressel ist verantwortlich für die Längsschnittstudie Wertorientierungen und Einstellungen von Militärseelsorgern und Militärseelsorgerinnen. Zudem ist sie Mitglied in der AG 3 PTBS und Wehrdienstbeschädigung im Netzwerk der Hilfe des Bundesministeriums der Verteidigung.

**Dr. Peter Wendl**

Wiss. Projektleiter, ZFG

Seit 2002 verantwortet er die unbefristete Kooperation mit dem Katholischen Militärbischofsamt (KMBA). Er ist Diplom-Theologe, Einzel-, Paar- und Familientherapeut sowie Traumafachberater. Er ist Autor zahlreicher Publikationen zu den Themenbereichen Beziehung, Familie sowie Erziehung - insbesondere für Soldatinnen, Soldaten und ihre Angehörigen.



Vorträge/Aktivitäten des ZFG

08/2022 bis 09/2023

18.10.2022	Vorstellung Familienfreundliche Hochschule, Erstsemester begrüßung, Ingolstadt (Hecht)
15.11.2022	Präsentation Familienbildungs vor Familienstützpunkten (Gotschke/Hecht)
4./5.11.2022	Symposium „Zur Ehe berufen“, Abschlusspräsentation Vortrag: Hecht & Stüwe, Regensburg (Teilnehmer: Hecht, Hoff-Ressel, Stüwe, Wendl)
7.11.2022	Kommission für Ehe und Familie der Deutschen Bischofs konferenz (K VI), online (Stüwe)
15.11.2022	Abschlusspräsentation Familienbildungsstudie der Stadt Augsburg, Vortrag: Hecht, Augstburg (Gotschke, Hecht)
18./19.11. 2022	Landeskomitee der Katholiken (Stüwe)
22./23.11. 2022	8. Jahrestagung und Arbeitstreffen „Familie in der Hochschule e.V.“, Universität der Bundeswehr, München (Hecht, Stüwe, Vierring)
24.11.2022	Netzwerktreffen der Betrieblichen Pflegelots*innen (Vierring)
7.12.2022	Institutsversammlung, online (Gotschke, Hecht, Puhl-Regler, Hoff-Ressel, Stüwe, Vierring, Wendl)
8.2.2023	Fortbildung „Einführung in LATEX“, KU, Eichstätt (Hecht)
28.2/ 1.3.2023	Arbeitstreffen „Familie in der Hochschule e.V.“, Hochschule Neu-Ulm (Hecht, Vierring)
2.3.2023	Präsentation Studie „Für ein gutes Familienleben im Landkreis Eichstätt – Ergebnisse der Familienbildungsbefragung“ bei der Facharbeitsgruppe des Landkreises Eichstätt, Lenting (Hecht)

7.3.2023	Sitzung Kommission VI (DBK), Berlin (Stüwe)
15.3.2023	Präsentation Ergebnisse Projekt „Zur Ehe berufen“, Kommission XI der DBK, Berlin (Hecht)
22.3.2023	Online-Seminar „Gleichstellung an Hochschulen - Diskriminierungsschutz und familienfreundliche Arbeitsbedingungen“ Deutscher Hochschulverband, online (Hecht)
23./24.3.2023	Workshop „Disputationstraining“, Eichstätt (Gotschke)
18.4.2023	Fortbildung „Agiles Projektmanagement für die Selbstorganisation nutzen“, KU, online (HechtVierring)
25.4.2023	Fortbildung „Agiles Projektmanagement für die Selbstorganisation nutzen“, KU, online (HechtVierring)
2.5.2023	Präsentation der Angebote Familienfreundliche KU, Treffen der Fakultätsmanager der KU, Eichstätt (Hecht)
2.5.2023	Abschlusspräsentation Studie „Für ein gutes Familienleben im Landkreis Eichstätt – Ergebnisse der Familienbildungsbefragung, Vortrag: Hecht/Stüwe, Eichstätt (Teilnahme: Gotschke, Hecht, Stüwe, Vierring)
4.5.2023	Online-Austauschforum „Studieren mit Kind“, Servicestelle Familienfreundliches Studium des Deutschen Studentenwerks, online (Hecht/Vierring)
6.5.2023	Tag der offenen Türe der KU, Eichstätt (Gotschke, Hecht, Hoff-Ressel, Vierring)
23.5.2023	Dies Academicus der KU, Eichstätt (Gotschke)
24.5.2023	Treffen der bayerischen Familienservice-Stelle, Passau (Hecht, Vierring)
14.6.2023	Kick-Off „Familienbildungsstudie für die Stadt Ansbach“, Ansbach (Gotschke, Günay, Hecht)
21./22.6.2023	Fortbildung „Einführung in die Leichte Sprache“, Lebenshilfe Bremen e.V., online (Hecht)
22.6.2023	Kinderprogramm Hofgartenfest KU, Eichstätt (Hecht, Vierring)

- | | |
|-------------------|--|
| 4.7.2023 | Young Researcher Day der KU, Eichstätt (Gotschke) |
| 12./13.7.
2023 | AG-Treffen „Familie in der Hochschule e.V.“, Frankfurt (Vierring) |
| 13./14.7.
2023 | Weiterbildung, „Projektmanagement in der Wissenschaft“, online (Günay) |
| 25.7.2023 | Web-Seminar „Pflege in Bayern vor und nach Corona: Was hat sich verändert? Exklusivergebnisse der größten repräsentativen Befragung pflegender Angehöriger 2019 und 2022“, online (Vierring) |

Teilnahme an Sitzungen der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen (VI) der Deutschen Bischofskonferenz als Berater (Stüwe)

Teilnahme an Sitzungen der Kommission für Ehe und Familie (XI) der Deutschen Bischofskonferenz als Berater (Stüwe)

Teilnahme an den Treffen der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten der KU (Hecht)

Diverse Besprechungstermine Familienbildung Ingolstadt (Gotschke, Hecht)

Diverse Besprechungstermine Familienbildung Ansbach (Gotschke, Hecht, Günay)

Vorträge/Aktivitäten KMBA-ZFG

08/2022 bis 09/2023

- 5./6.10.2022 Jahrestagung Netzwerk der Hilfe des BMVg, Berlin
(Hoff-Ressel, Wendl)
- 8./9.11.2022 Familienwochenende Windischeschenbach (Wendl)
- 10./11.11.2022 Verabschiedung Dekan Fischer, Berlin (Puhl-Regler)
- 11.-13.11.2022 Familienwochenende, Ohlstadt (Puhl-Regler, Hoff-Ressel)
- 17./18.11.2022 Vortrag Oberst Schöttler Stiftung, Berlin (Wendl)
- 21./22.11.2022 Workshop Invictus Games, Berlin (Puhl-Regler)
- 21.11.2022 Sitzung Militärdekanat Süd, München (Wendl)
- 23./24.11.2022 Sitzung Deutsche Härtefallstiftung, Berlin (Wendl)
- 21.-24.11.
2022 Große Leitertagung Familienbetreuungsorganisation, Pots
dam (Hoff-Ressel)
- 8./9.12.2022 Bayernkonferenz, Nürnberg (Wendl)
- 12.-14.12.
2022 Psychotraumatagung, Psychotraumazentrum Bundeswehr,
Vortrag, Berlin (Hoff-Ressel, Wendl)
- 9.1.-23.2.
2023 Fortbildung: Mental Health First Aid (Hoff-Ressel)
- 1.3.-3.3.
2023 Buchpräsentation „Wie Papa wieder lachen lernt“,
Katholisches Militärbischofsamt, Berlin (Hoff-Ressel, Puhl-
Regler, Wendl)
- 7./8.3.2023 Projektbesprechung Mayen (Hoff-Ressel, Puhl-Regler)
- 16./17.3.2023 Buchpräsenation „Wie Papa wieder lachen lernt“,
Truppenpsychologie, Bonn (Hoff-Ressel, Puhl-Regler)

- 20.3.2023 Vortrag, Seligenporten (Wendl)
- 17./18.4.2023 AG 2 Sitzung, Netzwerk der Hilfe des BMVg, Potsdam (Hoff-Ressel)
- 24.-28.4.2023 Projekt Marine Kiel (Hoff-Ressel, Puhl-Regler, Wendl)
- 26./27.4.2023 Buchpräsentation, Sanitätsdienst und Sozialdienst der Bundeswehr, Berlin (Puhl-Regler)
- 5.-7.5.2023 Paarwochenende, Hamburg (Wendl)
- 8./9.6.2023 Familienwochenende Militärseelsorge, Wertach (Hoff-Ressel, Puhl-Regler)
- 15./16.6.2023 Klausurtagung, Steinerskirchen (Hoff-Ressel, Puhl-Regler, Wendl)
- 28./29.6.2023 Aufzeichnung Radio Horeb, München (Wendl)
- 10.-12.9.2023 Invictus Games, Düsseldorf (Hoff-Ressel)
- 14./15.9.2023 Invictus Games, Düsseldorf (Hoff-Ressel)

Diverse Dienstbesprechungen im KMBA, Berlin (Wendl)

Diverse Interviews (Wendl)

Diverse Interviews im Rahmen der Längsschnittstudie „Wertorientierungen und Einstellungen von Militärseelsorgern und Militärseelsorgerinnen“ (Puhl-Regler, Hoff-Ressel)

Diverse Dienstbesprechungen im Sachausschuss „Ehe – Familie – Bildung“, Landeskomitee der Katholiken, München (Wendl)

Mehrere Einsatzvor- und Nachbereitungsseminare für die Deutsche Bundeswehr bzw. die Katholische Militärseelsorge

Zahlreiche Einzeltermine mit Militärseelsorgerinnen und Militärseelsorgern

